

Bierstädter Zeitung

Amis-Blatt

Zugleich

Anzeiger für das blaue Ländchen.

(Umfassend die Ortschaften: Auringen, Breckenheim, Dellenheim,

Diebenbergen, Erbenheim, Fehloch, Igstadt, Kloppenheim, Massenheim, Niedenbach, Ranzel, Nordensdorf, Rambach, Sonnenberg, Walsen, Wildschaffen.)

Redaktion und Geschäftsstelle Bierstadt, Ecke Morig- und Röderstraße

Fernruf 2027.

Redaktion, Druck und Verlag Heinrich Schulte in Bierstadt.

Er erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage und kostet monatlich 1 Mark. Durch die Post bezogen vierwöchentlich Mark 1.— und Bestellgeld.

Der Anzeigenpreis beträgt: für die Kleinanzeigen 15 Pf. pro Zeile und für die größeren Anzeigen im amtlichen Teil werden pro Zeile mit 80 Pf. berechnet. Eingetragen in der Postzeitungs-Liste unter Nr. 1110a.

Nr. 251

Samstag, den 24. Oktober 1914.

14. Jahrgang.

Der Weltkrieg.

Erfolge an der Küste und bei Velle.

Großes Hauptquartier, 23. Okt., vormittags.

(Am Pierkanal wurden gestern Erfolge errungen. Die Dismunden sind unsere Truppen vorgegangen.

Westlich Velle waren unsere Angriffe erfolgreich. Wir haben uns in den Besitz mehrerer Ortschaften.

Auf der übrigen Front des Westheeres herrscht im wesentlichen Ruhe.

Im Osten wurden russische Angriffe in der Gegend von Augustow zurückgeschlagen und dabei mehrere Maschinengewehre erbeutet.

Dem südöstlichen Kriegsschauplatz liegen noch keine neuen Meldungen vor.

Oberste Heeresleitung.

Wiederbesetzung von Czernowitz.

Wien, 22. Oktober, mittags. Amtlich wird gemeldet: In der Schlacht beiderseits des Striwiaz gelang es uns, auch im Raume südlich dieses Flusses den Angriff der Russen zu tragen. Auf der beherrschenden trigonometrischen Höhe 668, südöstlich Starz-Sambor, wurden zwei hintereinander liegende Verteidigungsstellungen des Feindes genommen. Nordwestlich des genannten Ortes gelangte unsere Gefechtslinie näher an die Chaussee nach Zarafot heran.

Nach den bisherigen Meldungen wurden in den letzten 24 Stunden 3400 Russen, darunter 25 Offiziere, gefangen genommen und 15 Maschinengewehre erbeutet.

In Czernowitz sind unsere Vortruppen eingedrungen.

Seegefecht an der französischen Küste.

Stockholm, 22. Oktober. Die „Times“ erhält ein Telegramm über den Angriff zweier deutscher Unterseeboote auf zwei britische Kanonenboote, die in ein Gezeits mit deutschen Küstenbatterien an der französischen Küste verwickelt waren; englische Torpedoboote kamen zur Hilfe, so daß die deutschen Unterseeboote sich zurückziehen mußten.

Die Operationen der englischen Flotte.

Haag, 22. Oktober. Einer Londoner Neutermeldung zufolge gab die Admiralität bekannt, daß die Kanonenboote „Severn“, „Humber“ und „Mersey“ bei den Operationen an der belgischen Küste verwendet wurden. Sie nahmen den rechten Flügel der Deutschen unter Feuer und trugen viel zum Erfolg (?) bei. Auch wurden Artillerieabteilungen und Schnellfeuergeschütze eingesetzt, die an der Verteidigung von Neuvort verdientlich mitwirkten. Bei den Kämpfen wurde ein Leutnant getötet, sechs Mann wurden verwundet und drei vermisst. Weiter meldet weiter: Während der letzten vier Tage haben die Belgier in Laufaraben, die 30 Kilometer lang sind, und verteidigten sie hartnäckig gegen eine große Übermacht.

Die deutschen Verstärkungen.

Genf, 22. Oktober. Die hiesigen französischen Blätter, wie die Gazette de Lausanne, warnen die französische Bevölkerung ebenso sehr vor übertriebenen Hoffnungen auf englischen Zuzug wie vor kleinmütigen Besorgnissen angesichts der Tatsache, daß die deutschen Truppen in Ost- und Nordfrankreich durch frische Verstärkungen erhalten hätten. Alle Verleumdungen gegen diese Veränderung auf dem Kriegsschauplatz sind abzuweisen.

Die Angst Londons vor den Zeppelin.

Die Befürchtung, daß deutsche Luftschiffe versuchen könnten, über den Kanal nach England zu fliegen, gibt verschiedenen englischen Blättern Anlaß zu Erwägungen über die Möglichkeit, die gefährlichsten Typen von deutschen Luftschiffen zu erkennen und Vorsichtsmaßnahmen gegen sie zu treffen. Man hat sogar den Vorschlag gemacht, über gewisse öffentliche Gebäude, zum Beispiel über das Kriegsministerium, Netze zu spannen. Die „Times“ halten dies jedoch nicht für notwendig; sie raten vielmehr dazu, die oberen Stockwerke der Häuser zu räumen und Sandsäcke hineinzulegen; auch würde es sehr nützlich sein, diese und lange Sandsäcke auf den flachen Dächern aufzustapeln. Die militärischen Behörden hätten an mehreren Punkten Ge-

schütze aufgestellt und einen völligen Plan ausgearbeitet, um die Angriffe von Luftfahrzeugen durch Flugzeuge abzuwehren zu lassen. Das Blatt bemerkt ferner: Solange ein starker Westwind weht und die Luft klar bleibt, besteht weniger Gefahr für einen Einfall von Luftschiffen, und wenn die nebligen Tage kommen, ist es nicht möglich, bestimmte Gebiete zu treffen, weil sie alsdann nicht zu sehen sind. Die „Köln. Ztg.“ fügt an diese Mitteilung den Satz: „Deutschland kann sich die Angst vor unseren Luftschiffen nicht äußern, als in diesen Erörterungen der tabulierten Londoner.“

Die Kämpfe um die belgische Stadt Rooselaere.

Amsterdam, 22. Oktober. Der „Telegraaf“ berichtet: In der abgelaufenen Woche hatten 40 000 Deutsche die Stadt Rooselaere, etwa 20 Kilometer nördlich Ypern, besetzt. Nachdem die Deutschen allerhand Forderungen gestellt hatten, wurden sie zur Verhinderung abgeköstet: nur 100 blieben zurück. Am Sonntagabend kamen von Ypern etwa 20 (?) Dragoner, die nach mehreren Gefechten die Deutschen einige Tausend Franzosen, besetzten die Stadt und stellten Geschütze in den verschiedenen Stadtteilen auf. Sie errichteten Barrikaden auf Straßen und Märkten und stellten Maschinengewehre an den Toren der Häuser auf. Montag morgen kamen deutsche Truppen von Brügge und Gent. Sie marschieren nicht nur über die Wege, sondern auch quer über die Acker. Die Deutschen stellten ihre Geschütze vor allen Dingen in Hoodleben auf, wo sie in guter Position waren. Es entwickelte sich sofort ein Vorpöschengefecht am Kanal. Die Franzosen eröffneten ein Artilleriefeuer, und die Deutschen bombardierten die Stadt. Die Bevölkerung flüchtete nach Calais. Es wurde viel Schaden angerichtet. Die deutsche Infanterie rückte vor und stellte sich hinter die Wagen auf dem Rangierbahnhof. Die Franzosen beschossen diese Wagen, mußten aber dadurch auch den Stadtteil Barnum sehr beschädigen. Es glückte schließlich den Deutschen, in die Stadt einzudringen, und es entspann sich ein wügendes Straßengefecht. Die Franzosen wurden zum Rückzuge gezwungen: sie gingen bis Ost-Neuwerke zurück, das etwa 5 Kilometer von der Stadt liegt. Die Deutschen besetzten Rooselaere und legten eine Straße nieder, um ein freies Schussfeld für ihre Artillerie zu bekommen. Die Engländer kamen den Franzosen darauf zu Hilfe, und den ganzen Tag wurde heftig gekämpft und donnerten die Kanonen.

Die Beschießung von Verdun.

Kopenhagen, 21. Oktober. Der Dänische „Dagbladet“ meldet aus St. Louis, dort sei ein drahtloses deutsches Telegramm eingetroffen, wonach die Belagerung Verduns gute Fortschritte mache. Verschiedene Forts seien bereits genommen, die übrigen ständen vor der Uebergabe. Diese Meldung finde aber in England und Frankreich keinen Glauben. Der Rotterdammer Korrespondent der „Daily Mail“ meldet, die Deutschen entfalteten an der Maas große Aktivität.

Deutsche Mannschaften auf türkischen Kriegsschiffen.

London, 21. Oktober. Das „Reutersche Bureau“ meldet aus Konstantinopel vom 19. Oktober: Auf die britische Vorstellung über die fortgesetzte Anwesenheit deutscher Mannschaften auf türkischen Kriegsschiffen erwiderte die Pforte endgültig, daß dies eine innere Angelegenheit sei.

Man kann die Pforte zu dieser festen Haltung nur beglückwünschen. Aus dieser Antwort wird England einsehen, daß sein Spiel am Goldenen Horn endlich verloren ist.

Die Entschädigung für den deutschen Durchmarsch durch Luxemburg.

Amsterdam, 22. Oktober. Der luxemburgische Korrespondent der „Ech“ schreibt: Die Deutschen haben ihr Versprechen erfüllt und eine Summe von 400 000 Mark zur Verfügung gestellt als Entschädigung für den Durchzug der Truppen durch Luxemburg. Man beginnt jetzt mit der Verteilung der Summe. Der Korrespondent ist des Lobes voll bezüglich der Großherzogin, die ein so glänzendes und edles Beispiel von Menschlichkeit gibt, daß alle hohen deutschen Offiziere mit großer Ehrerbietung von ihr sprechen. Sie arbeitet den ganzen Tag, um das Los der unglücklichen leidenden Soldaten zu mildern. Man meint, daß sie auf dem Wege sei, sich unsterblich populär zu machen, nicht nur in ihrem eigenen kleinen Ländchen, sondern weit hinaus über die Grenzen.

Ganz abgesehen von der oben genannten ersten Entschädigungszahlung, hat der Durchmarsch der deutschen Truppen viel Geld nach Luxemburg gebracht. Die Leute in den Städten und Dörfern haben dort in den letzten Monaten Geschäfte gemacht wie nie zuvor. Denn die deutschen Soldaten sind gute Kunden, die alles bar bezahlen. Ein vorher nie gekannter Goldregen ist in dieser Zeit über das Großherzogtum ausgegossen.

Der Staat in der Luft.

Belgien ist bekanntlich in den Händen der Deutschen. Aber die Belgier machen trotzdem verzweifelte Anstrengungen, weiter zu regieren. Wie unter glücklicher Mithilfe der „Verbündeten“ die Regierung von Havre aus die Geschicke ihres Landes zu leiten sucht, will jetzt auch die belgische Presse ihre Tätigkeit unter dem „Schutze“ Englands wieder aufnehmen. Wie nämlich aus London gemeldet wird, erscheint das Blatt „Independence Belge“ seit dem 21. Oktober in London. So wird denn jetzt die öffentliche Meinung Belgiens in England fabriziert.

Das Ende einer Verleumdung des Kronprinzen.

Der Mitarbeiter des „Journal de Geneve“ besichtigte das Schlachtfeld an der Marne und kam auch vor das Schloß Bahe, dessen Besitzerin, eine Baronin, in einem Briefe den Kronprinzen beschuldigt hat, das Schloß ausgeplündert und den Staub in Kisten mitgeführt zu haben. Der Journalist fand das Gebäude unberührt vor. Die Haushälterin gab an, nichts zu wissen, obgleich sie am Abend war, als dort die Offiziere logierten. Beschädigt seien nur zwei Vitruinen, und zwar sind deren Glaswände gesprungen, wahrscheinlich infolge einer Detonation. Hier liege also ein neuer Beweis für die wahnwitzigen Lügen vor, womit die französische Presse, vornehmlich der „Figaro“ und der „Matin“, das Land verheizen. Der „Temps“ hat übrigens eingestanden, daß der Kronprinz nach den amtlichen französischen Kriegsberichten überhaupt nicht in Bahe gewesen sein kann.

Prinz Max von Baden in englischer Gefangenschaft?

Der bei einem Dragoner-Regiment dienende zweite Sohn des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, Prinz Max, der nach einer Meldung durch einen Schuß in den Oberschenkel verwundet worden ist, soll, wie die „Frankf. Ztg.“ meldet, in englische Gefangenschaft geraten sein.

Prinz Maximilian, ein Neffe des Kaisers, ist am 20. Oktober 1894 geboren. Seine Mutter, Prinzessin Margarete, ist die jüngste Schwester des Kaisers. Vor einigen Wochen sind der ältere Bruder des Prinzen, Friedrich Wilhelm, und sein Vater, Prinz Friedrich Karl, verwundet worden.

Irland hört auf, Freiwillige zu liefern.

In Irland ist man sehr mißvergnügt über den Mangel an katholischen Freiwilligen für die katholischen Soldaten. Man ist deshalb so unzufrieden, weil die meisten irischen Soldaten katholisch sind. Man spricht sogar von einem „Army Chaplain Scandal“. In der ganzen Front sind nur 19 katholische Priester. Im Parlament ist die Sache schon zur Sprache gebracht worden. Auf die Frage eines Parlamentsmitgliedes wurde geantwortet, daß die französischen Priester die Katholiken unter den englischen Soldaten besorgen können. Man fragt sich aber, wie ein französischer Priester einen irischen Soldaten verstehen kann. Die Folgen dieses Vorschlages lassen denn auch nicht auf sich warten; von den Iren stellen sich immer weniger als Freiwillige.

Allgemeine Mobilisierung in der Türkei.

Kopenhagen, 22. Oktober. Das hiesige türkische Generalkonsulat gibt bekannt: „Auf Grund der allgemeinen Mobilisierung in der Türkei und anlässlich der Annahme neuer Bestimmungen als Ergänzung des militärischen Strafgesetzes, werden die türkischen Untertanen aufgefordert, sich umgehend bei den kaiserlichen Bestimmungen bekannt zu machen.“ Die „Nationalistische“ bemerkt dazu: „Da diese Nachricht offiziell den Konsulaten zu melden, um sich mit den genannten, ist es also Tatsache, daß die Türkei die allgemeine Mobilisierung angeordnet hat.“

Der erste indische Verwundetentransport.

Noch hat man nicht gehört, daß die indischen Truppen die Befreiung Frankreichs in die Hand genommen haben, aber schon wird aus London berichtet, daß im Laufe dieser Woche der erste Transport verwundeter indischer Soldaten in England erwartet wird.

Die Getreidemagazine in Antwerpen unversichert.

Die „Rhenania“-Expeditionsgesellschaft in Mannheim teilt der „Badischen Landesztg.“ mit, daß nach einem ihr zugegangenen Bericht die Getreidemagazine in Antwerpen völlig unversichert seien. Die Schiffsahrt wäre durch die versenkten Schiffe behindert, doch würde dieses Hindernis schon in nächster Zeit beseitigt sein, so daß in etwa zehn Tagen die Schiffe in Antwerpen wieder frei sein dürfte.

Russische „Kriegsbegeisterung“.

Ueber Kopenhagen erhält die „Telegraphen-Union“ das nachfolgende charakteristische Stimmungsbild über russische Verhältnisse:

„Die russische Presse bringt fast täglich Meldungen, die darauf hindeuten, daß die inneren Schwierigkeiten in Rußland sich verschärfen. Einzelne Teile der russischen Truppen haben keine Lust mehr, zu kämpfen.“

In verschiedenen Städten herrscht Mangel an Nahrungsmitteln, und in verschiedenen Gegenden mußte man Kossaten aufbieten, da man den Ausbruch von Volksunruhen befürchtet. Charakteristisch für die Verhältnisse in Russland ist es auch, daß es nicht an Stimmen fehlt, die verlangen, daß diejenigen, die Ungünstiges über den Krieg berichten, erschossen werden sollen. Man ist in vielen Kreisen Russlands auch der Ansicht, wenn die russische Heere an der Weichsel eine entscheidende Niederlage erleiden sollten, werde es mit Rücksicht auf die Stimmung im Volke Schwierigkeiten machen, den Krieg mit Energie fortzusetzen.

London wird befestigt.

Wie nach Kopenhagen aus New York gemeldet wird, veröffentlicht dorthin die Briefe einer Anzahl Soldaten der englischen Kolonialarmee, die jetzt an Stelle der regulären Armee in England die Garisunen bildet. In diesen Briefen beklagen sich die Soldaten bitter, daß sie schwere Erdarbeiten verrichten müssen. In einem der Briefe wird mitgeteilt, daß in einem Umkreis von 20 Meilen rings um London Gräben ausgehoben und daß rings um die Stadt eine große Anzahl Erdwerke, Schanzen, sowie Verteidigungswerke angelegt werden; ferner sind auch entlang der ganzen Küste und an allen strategischen Punkten zwischen der Küste und London Verteidigungswerke angelegt worden. Aus den Mitteilungen geht hervor, daß London zurzeit stark befestigt wird.

Die französischen Fliegerpfeile.

Ueber die Verwendung von Pfeilen als Geschoss durch französische Flieger, von denen vor einiger Zeit bereits gemeldet wurde, erfährt man jetzt genauere Angaben. Das „Journal de Geneve“ bringt eine Meldung, der zufolge in Frankreich eine Fabrik gegenwärtig mit der Herstellung derartiger Pfeile beschäftigt ist, die den Fliegern mitgegeben werden. Die Pfeile sind aus Stahl verfertigt und haben ein Gewicht von 20 Gramm. Die Abwendung der Pfeile erfolgt aus einer Höhe von etwa 1200 Metern, und es ist hierzu eine eigene Vorrichtung nötig. Jeder Flieger führt, wie das Blatt mitteilt, 10 Pakete mit je 500 Stück bei sich. Diese letztere Angabe scheint jedoch den Tatsachen nicht zu entsprechen, weil eine solche gewaltige Last auf einem Flugapparat kaum mitgeführt werden könnte. Jedenfalls steht es fest, daß Fliegerpfeile in der französischen Armee zur Verwendung gelangen.

Der verhaftete serbische Ministerpräsident.

Eine Wiener Nachricht der „Frankf. Ztg.“ aus Serajewo meldet: Ein serbischer Kriegsgefangener erzählte, daß der Ministerpräsident Pasitsch anlässlich einer Wagenfahrt in den Straßen von Rijst vor drei Wochen von mehr als 3000 Frauen aufgehalten wurde. Die Frauen baten den Ministerpräsidenten händelnd, dem Kriege ein Ende zu machen. Pasitsch sagte, die Frauen sollten sich gedulden, und führte weiter aus, die Serben seien bereits in Baeska und marschierten gegen Budapest. Die Frauen fingen jedoch darauf zu schreien an, daß das nicht wahr sei, zogen Pasitsch vom Wagen herab und schlugen auf ihn los. Eine Frau riß Pasitsch am Bart. Endlich kam Hilfe, und es gelang dem Ministerpräsidenten, aus den Händen der Frauen zu entkommen.

Kleine Kriegsnachrichten.

* Landrat Daniel von Merzig (Saar) ist nach Brüssel in die deutsche Verwaltung Belgiens berufen worden.

Ein deutscher Hafenkommandant für Antwerpen.

Für den Hafen von Antwerpen und für die Scheldebefestigungen ist der seit 1911 am Seeamt in Hamburg als Reichskommissar wirkende Kanalaradmiral Hugo Zentgraf als Kommandant bestellt worden.

Die Ausdehnung der Front im Osten.

Die Times* erfahren aus Petersburg, daß die Deutschen mit großer Hartnäckigkeit kämpfen. Die strategische Front wird mit jedem Tage länger. Es wird bestritten

gefochten auf der ganzen Linie von dem Sanfluk bis zu den Karpaten.

Die Besetzung der Marianen und Marshallinseln.

Die japanische Gesandtschaft im Haag teilt mit, daß die Besetzung der Marianen- und der Marshallinseln durch das japanische Geschwader erfolgt sei, das schon die Karolinen besetzt hatte. Das Geschwader sei von Nagasaki am 14. Oktober abgegangen. Bei der Besetzung der Inseln fanden die Japaner drei kleine deutsche Rekrutendampfer vor, die sich verborgen hatten. Einer von ihnen wurde von seiner Besatzung zerstört und zum Sinken gebracht, die anderen beiden wurden mit der Besatzung genommen. Auf japanischer Seite seien keine Verluste an Menschenleben und Material zu beklagen.

Spionageaufklage gegen den Fürsten Radziwill.

Nach einer Petersburger Meldung ist gegen den in Russland gefangen gehaltenen deutschen Reichstagsabgeordneten Fürsten Radziwill die Aufklage wegen Spionage erhoben worden. Die Untersuchung wegen Hochverrats ist eingestellt worden.

England verbietet rumänische Petroleumlieferungen nach Deutschland.

England zeigt von neuem, wie es die Neutralität der Staaten nach eigenem Gutdünken auslegt. Ein Zirkular der englischen Regierung an die rumänischen Petroleumgesellschaften, die mit englischem Kapital arbeiten, verbietet diesen, an Deutschland und Österreich-Ungarn zu liefern und will die Gesellschaften widrigenfalls als „Landesverräter“ behandeln. Die französische Regierung hat sich diesem Vorgehen der englischen Regierung angeschlossen und hat dasselbe Zirkular an die mit französischem Kapital arbeitenden Gesellschaften gerichtet.

* Die Kriegskosten Englands sind in der letzten Woche auf 170 Millionen Mark angewachsen, während sie vorher nur 110 Millionen Mark wöchentlich betrugen. Die Vermehrung der Kriegsausgabe ist in erster Linie auf die Neuaufstellung des von Kitchener einberufenen Heeres zurückzuführen.

* Ein englischer Kreuzer hat den dänischen Dampfer „Rosk“, mit einer Ladung Getreide von New York nach Christiania unterwegs, in der Nordsee angehalten und nach einem schottischen Hafen gebracht.

* Eine neuerliche Mobilisation soll von der russischen Regierung für Bessarabien angeordnet worden sein.

* Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ meldet, daß die Engländer deutsche Funkentelegramme auffingen, aus denen hervorgeht, daß die Deutschen bis heute täglich durchschnittlich einen französischen Flieger heruntergeschossen haben.

* Deutschland hat der Einfuhr von Lebensmitteln nach Belgien zur Unterstützung notleidender Belgier zugestimmt.

Die Kriegstagung des Landtages.

Die Sitzung des Abgeordnetenhauses.

□ Berlin, 22. Oktober.

Zu einer Kriegssitzung sind am heutigen Tage die preussischen Landtagsabgeordneten und Mitglieder des Herrenhauses nach Berlin geeilt, um ohne Reden Vorlagen der Regierung, die die Not der Zeit erheischt, ihre nach der Verfassung erforderliche Zustimmung zu erteilen. Zahlreich haben sich die Herren des Abgeordnetenhauses in dem prächtigen Bau an der Prinz-Albrechtstraße eingefunden. Das Haus ist voll besetzt. Mit Ausnahme des Ministerpräsidenten von Bethmann-Hollweg, der im Hauptquartier weilt, ist das gesamte Staatsministerium zugegen. Ein ungezähltes Bild geniest man, wenn man seine Blicke von der Tribüne in dem geräumigen Sitzungssaal umhererschweifen läßt, wo neben den Herren im schlichten Bürgerrock auch Abgeordnete in Uniform Platz genommen haben, die von den französischen und russischen Schlachtfeldern gekommen sind, um ihrer Pflicht als Vertreter des preussischen Volkes zu genügen. Auch einen Offizier der Marine sieht man dort unten.

Manchen der Herren zielt das Eiserne Kreuz. Den Platz des in Frankreich gefallenen Abgeordneten Hasenecker schmückt ein Immortellenkranz mit schwarzer Schleife. Gut besetzt wie die Bänke der Abgeordneten sind auch die Tribünen. Sie sind überfüllt. Nicht wenige Vertreterinnen des zarten Geschlechts harren dort, emsig an dem Strickstrumpf arbeitend, den der Krieg in erfreulicher Weise wieder hat modern werden lassen, des Beginns der Sitzung.

Diese wird bald nach 2 Uhr von dem Präsidenten Grafen Schwerin-Löwitz eröffnet. Er erbittet sich die Genehmigung des Hauses zu einer Beglückwünschung der Kaiserin, die am heutigen Tage in aller Stille ihren 56. Geburtstag begeht. Dann gedenkt er des auf dem Felde der Ehre gefallenen nationalsozialen Abgeordneten Hasenecker und des Todes der Konserbativen Bauer. Nachdem man darauf in die Tagesordnung eingetreten ist, ergreift der stellvertretende Ministerpräsident Dr. Delbrück das Wort zu den dem Hause zur Beschlussfassung eingebrachten Kriegsvorlagen, die in Form eines Nachtragses eineinhalb Milliarden Mark zur Hilfsaktion für Ost- und Westpreußen, zu Notstandsarbeiten, zur Deckung der Staatsausfälle usw. fordern. Er überbringt zuvor dem Hause die herzlichsten Grüße des Kaisers aus dem Großen Hauptquartier und begründet dann eingehend die Vorlagen. Ein großer Teil der angeforderten Mittel werde, wie man erwarten könne, vom Reiche zurückerstattet werden. Der hohe Kredit, den die Regierung vom Landtage erbittet, solle die Möglichkeit gewähren, die Verwaltung des Staates ordnungsgemäß weiterzuführen, vor allem aber die Hemmnisse zu beseitigen, die der Krieg unseren Wirtschaftsleben auferlegt habe. Vor allem gelte es, der Arbeitslosigkeit zu steuern und die Not zu lindern, die sie zu begleiten pflege. Hierbei kämen in erster Linie eine Reihe staatlicher Notstandsarbeiten auf dem Gebiete der Eisenbahn-, der Wasserbau- und der Landwirtschaftlichen Verwaltung in Betracht. Soweit es sich um Arbeiten handle, bei denen einzelne Arbeiter nicht beschäftigt werden könnten, würden bei ihnen die Kriegsgefangenen zweckentsprechend und ihnen die Kriegsgesangenen zweckentsprechend und ihnen diese Arbeiten rechtzeitig in Angriff nehmen zu können, sei es notwendig gewesen, das etwas weniger abzufügen und zu beschränken. In dem Zwecke sei eine Notverordnung erlassen worden, die dem Hause zur verfassungsmäßigen Erledigung vorliege. Daß bei der Anwendung dieses abgeleiteten Verfahrens nicht etwa auf eine Herabdrückung der Entlohnungsverfahren festgesetzten Preise beschränkt werde, verheißt sich von selbst. Es sei auch ausgeschlossen, daß den Beteiligten auch im abgeleiteten Verfahren jederzeit der Rechtsweg offen bleibe. Weiter bespricht der Minister die Maßnahmen, die schon getroffen worden sind und noch getroffen werden sollten, um die Schädigungen des Krieges in den arg mitgenommenen Teilen Ost- und Westpreußens zu heilen. Wie hoch sich die Kosten des Wiederaufbaues belaufen werden, ließe sich heute noch nicht übersehen. Doch müßten Beträge bis zu 400 Millionen bereit gehalten werden. Unter donnerndem, stürmischen Beifall schloß der Minister seine Rede: Ein jeder weiß, daß wir die Waffen nicht eher aus der Hand legen dürfen, als bis wir einen Sieg erlangt haben, der uns einen dauernden Frieden sichert. Jeder weiß aber auch, daß wir die Kräfte und die Mittel haben, durchzuführen, was dieser Sieg unser ist. Ich zweifle nicht, meine Herren, daß auch Ihre Beratungen und Beschlüsse Zeugnis ablegen werden von dem eisernen Willen zum Siege, der das ganze Volk befeuert.

Als einziger Abgeordneter meldet sich also am der Sozialdemokrat Hirsch zum Wort, um eine Erklärung seiner Fraktion abzugeben. Bei den Notstandsarbeiten vermisse man den Mittellandkanal. Die Unterstellungen der Familien der Kriegsteilnehmer seien zu gering. Schließlich habe man auch erwartet,

Das Stiftsfräulein.

Roman von Lewin Schüding.

27 (Nachdruck verboten.)
Margret wurde am Abend wohlbehalten vor dem Wirtschaftshaus eines ziemlich ansehnlichen Dorfes abgesetzt; dort wurden frische Pferde gemietet, und so konnte am anderen Morgen ohne Anstand die Reise fortgesetzt werden, über deren eigentliches Ziel die alte Frau sich nicht weiter äußerte, als daß sie noch eine oder zwei Tagereisen fürder wolle. An diesem Tage mußte der Wagen in einer Fähr über die Ruhr gesetzt werden; in demselben Nachen trafen unsere Reisenden mit einem anderen Reisenden zusammen, dessen Äußeres den Landgeistlichen ankündigte, und der desselben Weges zog. Bernhard bot ihm seinen Platz auf dem Wagen an, von dem er seinen Gebrauch machte. Der geistliche Herr aber lehnte es ab: „Das würde wohl etwas zu viel sein“, sagte er; „ich gehe zu Fuß, weil ich mit Bewegung machen will.“
Der gute Herr, aus dessen Zügen und schlichtem Wesen eine ruhende Einfalt und Gütmütigkeit sprach, war ziemlich gesprächig, und Bernhard fand, als er ihm den Zweck seiner Reise, eine neue Heimat zu suchen, mitgeteilt hatte, eine große Teilnahme bei ihm.
„Das würde ja ganz schön sein“, sagte er, „wenn —“ er blieb stehen, um den Tabak seiner halb ausgebrannten Meerschampfeife zusammenzustopfen, und ging eine Strecke schweigend weiter.
„Kann der Herr Messe dienen?“ hob er dann wieder an.
„O ja, recht gut!“
„Das würde ganz schön sein“, sagte er nachdenklich. „Also Sie reisen, um ein Haus zu suchen?“
„Ja, um eins zu finden, Herr Bischof.“
„Dawohl, um eins zu finden — das möchte wohl schon gefunden sein“, versetzte er mit bedeutendem Nachdruck und indem er eine innere Freude mit einer wichtig tuenden, aber etwas schalkhaften Miene zu verdecken bemüht war.
„So, und wo denn, ehrwürdiger Herr?“
„Wenn's dem jungen Herrn und der Frau Mutter gefallen könnte, ich habe ein kleines Bistumhaus leer stehen. Ich bin aus Kraneid hinten im Sauerlande,

und weil der gnädige Herr haben will, daß ich bei ihm auf dem Schlosse wohne, steht mein Haus ganz leer. Es ist auch ein kleiner Garten dabei, den habe ich aber vermietet, und der bringt wohl zwei Taler alle Jahr zu Lichtmeß ein. Den Wunne ich also nicht umsonst weggeben, aber das Haus möchte Ihnen wohl gefallen.“

„Aber umsonst? Das würden meine Mutter und ich nie zugeben, Herr Bischof!“

„Aber da es doch leer steht!“ warf der gutmütige Geistliche ein. „Es ist auch nur klein; eine gute Küche, ein großes Wohnzimmer und zwei Schlafkammern, eine Stallung —“ der Bischof fuhr fort, eine ganz anständige Zahl bewohnbarer Räume zu nennen.

Bernhard ging zu seiner Mutter zurück und besprach sich mit ihr; diese willigte gern in den Vorschlag ein, wenn der ehrwürdige Herr den Mietszins von zehn Talern jährlich annehmen wolle.

„Zehn Taler“, sagte Herr Verhards, so hieß der Geistliche. „Ja, so, zehn Taler jährlich!“ Die Sache schien ihm bedenklich vorzukommen; Leute, die heimatlos waren, hatten so viel Geld allein für die Wohnung zu bieten; das mochte ihn etwas beunruhigen. Die Summe war zwar auch für die damalige Zeit so bedeutend nicht; aber es ausgeben zu wollen für etwas, das umsonst geboten wurde — es kam dem geistlichen Herrn etwas verdächtig vor, und er war halb entschlossen, sein Anerbieten zurückzunehmen. Es ist charakteristisch für jene Zeit und jenes Land, daß man mit vollem Herzen und mit vollen Händen beistand, wenn der Bedürftige des Nachbarn Kind war und zu bekannten guten, christlichen Leuten gehörte; daß man aber mit einer gewissen Scheu alles ansah, was etwas Fremdartiges mitbrachte und nur eine leise Färbung eines anderen Dialekts in seiner Sprache verriet.

Herr Verhards war jedoch zu gutmütig, um irgendwo etwas anderes als das Beste vorauszusetzen. Als er deshalb einige Male Bernhard angelockt und aus seiner ganzen Erscheinung die vollständigste Beruhigung gezogen hatte, gab er seine Einwilligung zu erkennen, und man war des Handels einig.

Nach und nach nahm die Gegend, durch die der kleine Zug sich langsam fortbewegte — der Fuhrmann hütete sich wohl, dem wohlbeleibten fremden Herrn das

Mitkommen sauer zu machen — einen ganz anderen Charakter an, als sie bis an die Ufer des zurüdgelegten Flusses getragen hatte. Sie entfaltete vor Bernhard entzückten Augen eine ganz ungeahnte märchenhafte Schönheit, wie sie auf keiner seiner früheren Wanderungen sich ihm gezeigt hatte. Der Weg zog das Gestade eines kleinen, aber wie zürnend über das hier tollend, sprühend, Streichwellen über das Ufer werfend, dahinrollte, dort hügelig mit einer tüftigen Schaumwelle einem Felsriff ins Gesicht von dichtbewaldeten Bergen traten mit Felsenwänden von mehreren Hundert Fuß Höhe dicht an das Gewässer, oder stellten ihren Fuß auf die smaragdgrünen Teppiche, wo sich das Flußtal erweiterte und Raum für Wiesengründe ließ, die wieder von unendlich malerischen Gruppen uralter Eichen und Pappeln überragt wurden. Kleine, aber nette und reinliche Ortschaften mit ihren Talerverweiterungen angeheftet hatten, und halbschimmernden weißen Häusern, die sich in den grünen Gärten und üppigem Pflanzenwuchs wieder verlierten, waren überragt von imposanten und noch wohl erhaltenen Burgen, wenn auch ein zertrümmerter Wartturm und eine zerfallende, zinngekrönte Bruchmauer den Außenwerken schon von dem breittwuchernden Efeu umfangen war, der seine grünen Ranken wie triumpfhierende Banner eines jungen Lebens um die alten Zaden und Scharten flattern ließ.

Bernhard hatte immer seine Heimat mit ihrem milden, weichen Klima, ihrem fastiggrünen Waldreichtum voller Nachtigallen, mit dem behaglichen Charakter ihrer angebauten Striche, ja auch mit den endlichen Heiden, welche die einsam trübselnde Graue oder das graue Glimmermal aus aufgestauten Felsen nistenden überragt — für schön gehalten; aber er hatte nie geglaubt, daß sie so wunderbar großartig, so wild pittoreske Szenen umschloße. Diese Höhenwände, an deren Fuß das Tor unendlicher Gräben aufklaffte, diese Seitenschluchten des Tales, aus denen brausende Wasserfälle niederstürzten, um weiter unten an einer tief versteinerten Mühle vorbei zu schäumen, diese himmelhohen Klippen ringsum — es war für ihn eine unennbare ergreifende Landschaft!
(Fortsetzung folgt.)

in dieser schweren Zeit, in der das Volk so viele Bedenke, auch von der Regierung dem Volk entgegenkommen würde, indem man endlich eine neue Verfassungsvorlage dem Landtage einreichte. Leider ist das nicht der Fall.

Zu weiteren Wortmeldungen nicht vorlagen, wurde die Abstimmung geschritten, die die einstimmige Annahme der Kreditvorlage ergab. In gleicher Weise wurde die Verordnung über die Vereinfachung des Verwaltungsverfahrens zur Beschaffung von Arbeitskraft und zur Beschäftigung der Kriegsgefangenen ohne Erörterung genehmigt und der Vertrag vom 9. Februar nächsten Jahres die Genehmigung erteilt.

Mit einer von glühendem Patriotismus zeugenden Rede, die mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde, schloß der Präsident die einstündige Sitzung. Das von ihm ausgebrachte dreimalige Hurra auf das herrliche Heer, unser Volk in Waffen zu Wasser und zu Lande und auf den obersten Kriegsherrn, den Kaiser und König, stimmten die Abgeordneten und die Zuhörer begeistert ein.

Die Sitzung des Herrenhauses.

Auch der Sitzungssaal des Herrenhauses weist eine Befregung auf. Nach der Eröffnung der Sitzung durch den Präsidenten v. Wedel-Piesdorf begrüßte den stellvertretenden Ministerpräsidenten die Kriegsminister, die dann ohne Aussprache en bloc angenommen wurde. Mit einer von vaterländischer Begeisterung zeugenden Rede des Präsidenten, die mit einem Hoch auf den Kaiser, das Heer und die Marine endete, schloß die Sitzung.

Die gemeinsame Schlusssitzung des Landtags.

Nach einer gemeinsamen Sitzung beider Häuser des Landtags im Saale des Abgeordnetenhauses um 4 Uhr wurde zur Entgegennahme der Verhandlungsordnungen die Kriegssitzung ihr Ende. Stellvertretender Ministerpräsident Dr. Delbrück verliest diese Verordnungen und dann schließt Präsident Graf v. Schwerin die Tagung mit den Worten: „Gott der Herr unser Vaterland und gebe uns allen ein frohes und gesundes Wiedersehen im neuen Jahre!“

Der Wert der Kolonialtruppen.

Die algerischen Soldaten in Frankreich.

Eine dänische Dame, die in Frankreich als Krankenpflegerin tätig war, und im Lazarett von Bannes sich mit der Pflege der algerischen Soldaten beschäftigte, sandte ihren kopenhagener Angehörigen eine interessante Schilderung über die Tätigkeit unter den schwarzen Kriegern. Wie wir dem „L. A.“ entnehmen, schreibt die Dame in Briefen u. a.:

„Am Vormittag werden wir an die Eisenbahnstation geschickt, um den Verwundeten und Kranken den Wagen zu helfen. Ich und einige andere junge Krankenpflegerinnen haben die besondere Aufgabe, die kranken und verwundeten Algerier anzunehmen und dafür zu sorgen, daß sie im Lazarett untergebracht werden. Bei den Verwundeten ist diese Aufgabe ein wenig leichter, die meisten von ihnen sind im Kopf oder in den Armen getroffen, so daß sie nur kurze Anweisung selbst in das Lazarett bekommen. Aber die meisten Algerier, die hier kommen, sind gar nicht verwundet, sondern auf andere merkwürdige Weise kampfunfähig geworden. Die algerischen Soldaten, die in ihrer Heimat sind, barfüßig umherzugehen, sind daher ganz anders, die schweren Militärstiefel tragen. Wenn sie 8-14 Tage im Felde gewesen sind, treten so schmerzhaft Entzündungen auf, ihnen unmöglich ist, sich auf den Beinen zu halten. Diese Leute können nicht, wie sehr sie Mühe geben, das Lazarett selbst auffinden. Von ihnen versuchen es. Wenn sie aber einige Schritte gegangen sind, fallen sie um und sind außerstande, sich wieder zu erheben. Man kann ihnen nicht ansehen, daß sie ganz schrecklich leiden. Sie sind nicht, aber der Schweiß läuft über ihre Gesichtszüge, und sie heißen sich ins Handgelenk. Die vielen Transportwagen es hier auch immer voll, es sind ihrer doch niemals genug. Oft werden die kranken Algerier drei bis vier Stunden im Liegen liegen, ehe sie nach dem Lazarett gebracht werden können. Wenn man so eine Gruppe von 40 Algerier auf Bänken, Tischen und auf dem Boden liegen sieht, so ist dieser Anblick recht schmerzhaft. Man ist oft geneigt zu glauben, daß man auf einer fahrenden Gauflertruppe zu tun hat, auf einer Eisenbahnstation Raft hält, wenn man die blutige Wirklichkeit in Gedanken hätte. Man kann deutlich sehen, wie ihre wilde Natur im Vordergrund tritt. Die meisten von ihnen haben an ihren Hüften eine Reihe von Tropfen hängen, die sie von den Feinden abgenommen haben. Schulterschultern, Schnüre und Metallknöpfe sind die Zeichen der Siege. Es ist etwas Unheimliches an diesen kleinen, blutigen, beschmutzten und baumelnden Händen. Und wenn ich den Soldaten den Arm nehme und dabei eine dieser Tropfen mit meinem Finger berühre, fühle ich immer ein gewisses

Politische Rundschau.

— Berlin, 23. Oktober.

Hochpreise und Volksernährung.

Dem Vernehmen nach steht die Festsetzung von Höchstpreisen für Roggen, Hafer und Gerste sowie für die wichtigsten Getreidearten unmittelbar bevor; der Bundesrat wird in der nächsten Sitzung über die ihm unterbreiteten Beschlüsse fassen. Für Kartoffeln sollen Höchstpreise im Augenblick noch nicht festgesetzt werden; für einen späteren Zeitpunkt vorbehalten. Der Höchstpreis für Roggen dürfte etwa auf 225 Mark, für Hafer auf 245 bis 250 Mark bestimmt werden. Zur Ernennung steht ferner, ob nicht auch für Futtermittel die Höchstpreise festgesetzt werden sollen. Da die Ermittlung des Reichsgesundheitsamtes ergeben haben, daß die Getreide ein Zusatz von Kartoffelbestandteilen bis zu einem gewissen Grade gesundheitlich völlig unbedenklich ist, wird eine Ermäßigung auf dem Verordnungswege vom Reichsgesundheitsamt vorgeschrieben werden. Hochinteressant ist, daß die unbedenklichen Feststellungen der Getreidebedarf

unseres Volkes bis zur nächsten Ernte reichlich gedeckt ist. Auch der Viehbestand ist so außerordentlich befriedigend, daß die Fleischversorgung des Volkes außer aller Frage steht.

Die Verwaltung der belgischen und französischen Industriebezirke.

Wie man der „Frankfurter Zeitung“ berichtet, ist auf Veranlassung der Reichsregierung für die von den deutschen Truppen besetzten belgischen und französischen Industriebezirke ein besonderer Ausschuss gebildet worden, der der Reichsregierung bei der Verwaltung der in einstweiligen Besitz genommenen Bezirke zur Seite stehen soll, und der sich aus bekannten Persönlichkeiten der deutschen Eisen- und Kohlenindustrie zusammensetzt.

Europäisches Ausland.

Portugal.

Halbamtlich wird aus Lissabon gemeldet: Letzte Nacht erlitten Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen durch Sabotage eine zeitweilige Unterbrechung. Sie wurden aber bald wiederhergestellt. Augenblicklich herrscht wieder Ordnung, außer in Braganza und Mafra, wo Erhebungen versucht wurden, die aber schnell unterdrückt wurden. Eine Bande Aufständischer, die

Locales und Provinzielles.

Die dringendste Mahnung: „Landwirte versüßert kein Brotgetreide“, richtet die Landwirtschaftskammer für den Regierungsbezirk Wiesbaden an die Landwirte, da die Kammer in Erfahrung gebracht hat, daß von Landwirten des Bezirks Brotgetreide an das Vieh verfüttert wird. Eine derartige Handlungsweise sei im Interesse der Volksernährung im höchsten Grade bedenklich und unüberlegt. Kein Zentner Brotkorn dürfe verfüttert werden.

Die Einstellung der Rekruten erfolgt, wie wir erfahren, nach Bedarf. Feste Termine sind nicht dafür angelegt, sie richtet sich nach den Anforderungen der Ersatztruppenteile. Bei einzelnen Infanterie- und Juchartillerie-Regimentern sind die Rekruten bereits eingezogen worden. Bei den Kavallerie- und Feldartillerie-Regimentern werden vorläufig die Rekruten noch nicht eingestellt, da noch zahlreiche Freiwillige sich gemeldet haben, die zuerst Berücksichtigung finden.

Die Kriegskreditkasse für Wiesbaden. Die vom hiesigen Magistrat und den orisang-fessenen Kreditinstituten wie Vorschußverein, Vereinsbank, Landesbank, Deutsche Bank, Dresdener Bank, Diskonto-Gesellschaft, Mitteldeutsche Kreditbank, Bank für Handel und Industrie und Bankhaus Berle sowie der Handelskammer und des Lokalgewerbevereins geplante Kriegskreditkasse, die dazu dienen soll, das durch den Krieg veranlaßte besondere Kreditbedürfnis für Gewerbe und Handwerk zu befriedigen, wird binnen kurzem ihre Tätigkeit beginnen. Eine vorgestern stattgehabte Sitzung des Organisationsausschusses beschäftigte sich nochmals eingehend mit allen einschlägigen Fragen. Ob die Kasse eine Aktiengesellschaft oder eine Kasse mit beschränkter Haftung sein wird, steht noch dahin. 250 000 Mark sollen eingezahlt werden, davon hat die Stadt 60 000 Mark übernommen. Der Rest wird von den Bankinstituten, gemeinnützigen Vereinen usw. aufgebracht. Auf diese eingezahlte Summe wird ein Kredit von einer Million gewährt. Die Gewährung des Kredits soll gegen Akzepten oder durch Diskontierung von Forderungen möglichst erleichtert werden. Der Zinsfuß für die Darlehen ist noch nicht bestimmt. Die Dauer der Kasse ist bis 6 Monate nach dem Friedensschluß festgesetzt. Die Geschäfte werden mit der Reichsdarlehenskasse durch die Reichsbank geführt.

Schwere bittre Tage.

Auf Ihr stolzen Kriegs-Germanen!
Auf Ihr treuen Untertanen!
Siehet fest fürs Vaterland
Treu zusammen Hand in Hand!
Schwere Tage werdens bringen,
Feindes Lande zu erringen,
In des Feuers mächtigen Zügen
Und des Feindes Landes Lügen
Siehet man dort zu jeder Zeit,
Wie sichs Gray hat eingereiht,
Sollte dieses ihm gelingen,
Unsere Lande zu zerspringen
Das ist eine Frage schwerer bittre Tage.

Nun Grey, Du wirst Dich nicht genieren
Und wirst Dein Werk wohl auch vollführen,
Was du mit Jar und Poincaré,
Besprochen hast indem Palais
Da kommts an auf die legt Milliard,
Wer da die meisten Kreuzer hat,
Denn soviel ist und bleibt bestehn.
Deutschland kann niemals untergehn,
Denn wünsch ich Euch bleibt schön im Land,
Sonst werdet Ihr mit uns bekannt,
Und das ist unsre Sage,
Schwerer bittre Tage.

Schwere Tage sind gekommen,
Anwerben haben wir eingenommen,
Reims, Lille und die Stadt Löwen,
Luneville, Nancy gleich daneben.
Und auch unsere Seesoldaten,
Errangen auch schon große Taten,
Schiffe Hogue, Cressy, Aboukir,
Kapitän Weddingen seine Manier
Edward Gray bleib stille stehn,
Sonst mußt Du auch mit untergehn,
Du bist jetzt in der Lage
Schwerer bittre Tage.

Bierstadt, den 16. 10. 14.

Karl Wellenbach II.

Wiesbadener Theater.

Königliches Theater.

(vom 25. Oktober bis 2. November 1914.)

Anfang 7 Uhr.

Sonntag, den 25. Ab. A. „Aida.“

Montag, den 26. Geschlossen.

Dienstag, den 27. Ab. D. „Die Geschwister.“ Hier-
auf: „Wallensteins Lager.“ Zum Schluß: „Ca-
balleria rusticana.“

Mittwoch, den 28. Ab. C. „Der Schlagbaum.“

Donnerstag, den 29. Ab. A. Neu einstudiert: „Haus-
Feeling.“

Freitag, den 30. Geschlossen.

Samstag, den 31. Ab. C. „Der Trompeter von-
Säckingen.“

Sonntag, den 1. Ab. B. „Tannhäuser.“ Anf. 6 1/2 Uhr.

Montag, den 2. Geschlossen.

Residenz-Theater. (Abends 7 Uhr)

(Spielplan vom 25. bis 30. Oktober 1914)

Sonntag, den 25. Okt.: Maria Theresia.

Montag, den 26. Okt.: Geschlossen.

Dienstag, den 27. Okt.: Als ich noch im Flügelkleide . . .

Mittwoch, den 28. Okt.: Alles mobil!

Donnerstag, den 29. Okt.: Maria Theresia.

Freitag, den 30. Okt.: Geschlossen.

Kurhaus Wiesbaden.

Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag: 4 und
8 Uhr: Abonnementskonzert des Kurorchesters.

Freitag, den 6. November, abends 7 1/2 Uhr im großen
Saale: II. Cyclus Konzert.

Samstag und Sonntag: 4 und 8 Uhr: Abonne-
mentskonzert des Kurorchesters.

Städtische Kurverwaltung.

Der Kreisverein vom roten Kreuz

für den Landkreis Wiesbaden.

Nachdem die bisher aus den Gemeinden des Land-
kreises Wiesbaden reichlich eingegangenen Liebesgaben, wofür
den hochherzigen Spendern nochmals der wärmste Dank
ausgesprochen wird, für verschiedene Truppenkörper, Lazarett
und die ostpreussischen Flüchtlinge bis auf eine Anzahl
kleinere Hemden Verwendung gefunden haben, wie des
Näheren im Kreisblatt und den übrigen im Landkreis er-
scheinenden Zeitungen bekannt gegeben worden ist, werden
die Gemeindeglieder dringend gebeten, in ihren auf-
opfernden Hülfeleistungen nicht zu erlahmen, sondern den
Kreisverein vom roten Kreuz in die Lage zu versetzen
unseren heldenmütigen Söhnen im Feindesland weitere,
möglichst umfangreiche Zuweisungen namentlich von wollenen
Hemden, Unterkleidern, Strümpfen, Strümpfen, Leibbinden,
Ohrenschützer, Kniewärmer für Reiter und Fahrer, Zigar-
ren, Tabak usw. machen zu können.

Die so früh eingetretene kalte Witterung gebietet
rasche und ausgiebige Hilfe, auf daß unsere tapferen Vater-
landsverteidiger vor Kälte geschützt werden.

Wir bitten, diesen Hilferuf durch Aushang und sonstige
ortsübliche Bekanntmachung zur allgemeinen Kenntnis zu
bringen.

Wiesbaden, den 16. Oktober 1914.

Der Vorsitzende:
v. Heimbürg.

Kath. Gottesdienstordnung

Bierstadt, Sonntag, den 25. Oktober 1914.

Um 8 Uhr Frühmesse mit Ansprache.

1/2 10 Uhr: Hochamt mit Predigt.

Nachm. 2 Uhr: Rosenkranz und Kriegsgebetandacht.

Gelegenheit zur heil. Beichte ist Samstags von 5 Uhr

ab und Sonntags vor der Frühmesse.

An Wochentagen ist die heilige Messe, nebst Kriegs-
Bittandacht um 7 1/4 Uhr. —

Kirchliche Nachrichten, Bierstadt.

Evangelischer Gottesdienst.

Sonntag, den 25. Oktober 1914.

20. Sonntag nach Trinitatis.

Wo gens 10 Uhr: Lades Nr. 306 — 20 — Tr:

Ep. Eph. 5, 19. 20. Pflicht und Befehl des Dankes.

Morgens 11 Uhr: Kindergottesdienst. Nr. 19 —

248 — 2. Samuel 18

Donnerstag, den 29. Oktober 1914

Abends 8 1/2 Uhr: Wochen-Kriegsgebetstunde.

Nr. 330. — Eph. 5, 16. 17.

Die Gaben in diesen Beständen sind zur Unterstützung
der Angehörigen der zum Heere Entbehrten bestimmt.

Jungwehr Bierstadt.

Morgen Sonntag nachmittags 3 Uhr

Uebung

auf dem Schulhof in der Adlerstraße. Um recht
zahlreiches Erscheinen wird ersucht.

Der Kommandant.

Bekanntmachung.

Gefunden wurde ein Körbchen mit Strickzeug, ebenso ein Verbandszeug. Abholen bei der hiesigen Bürgermeisterei.

Bierstadt, den 22. Oktober 1914.

Der Bürgermeister: Hofmann.

Bekanntmachung.

Das Gouvernement hat Veranlassung, erneut darauf hinzuweisen, daß die Annäherung an die Befestigungsanlagen innerhalb des Befehlssbereichs der Festung Mainz allen Unbefugten streng verboten ist, gegen Androhung sofortiger Festnahme seitens der Posten und der Gendarmerie, sowie der Polizeiorgane.

Wiesbaden, den 17. Oktober 1914.

Der Königliche Landrat: gez. von Heimburg.

Bekanntmachung.

Um die unter dem Namen „Jungwehr“ gebildete Organisation zur militärischen Vorbereitung der Jugend von 16 bis 20 Jahren zu unterstützen, ist es unbedingt erforderlich, daß alle noch abseits stehenden jüngeren Leute dieser Organisation beitreten.

Ich fordere deshalb alle jungen Leute im Alter von 16 bis 20 Jahren auf, der sich gebildeten „Jungwehr“ beizutreten und richte zugleich an die Eltern der in Frage kommenden jungen Leute das Ersuchen, ihre Söhne zu dem Beitritt zur Jungwehr veranlassen zu wollen.

Bierstadt, den 20. Oktober 1914.

Der Bürgermeister: Hofmann.

Bekanntmachung.

Nachdem die Ernte bis auf einen Teil der Kartoffeln eingebracht ist, gilt es, für die nächstjährige Ernte zu sorgen.

Ich weise darauf hin, daß es Pflicht der Gemeindeglieder ist, auch ihrerseits durchgreifend darauf hinzuwirken, daß die Landwirte die ordnungsmäßige Herbstbestellung ihrer Äcker nicht unterlassen, und die hierauf gerichteten Bemühungen der Landwirtschaftskommere und landwirtschaftlichen Vereine nach Kräften zu unterstützen.

Wiesbaden, den 17. Oktober 1914.

Der Königliche Landrat: von Heimburg.

Bekanntmachung.

Anordnung.

betreffend Verbot des vorzeitigen Schlachtens von Säuen.

Auf Grund des § 2 Abs. 2 der Bekanntmachung des Stellvertreters des Reichstags, betreffend Verbot des vorzeitigen Schlachtens von Vieh, vom 11. September 1914 (Reichs-Gesetzbl. S. 405) wird folgendes bestimmt:

§ 1. Das Schlachten von sichtbar trächtigen Säuen ist für die Zeit bis zum 19. Dezember 1914 verboten.

§ 2. Das Verbot findet keine Anwendung auf Schlachtungen, die geschehen, weil zu befürchten ist, daß das Tier an einer Erkrankung verenden werde oder weil es infolge eines Unglücksfalles sofort getötet werden muß. Solche Schlachtungen sind jedoch der für den Schlachtungsort zuständigen Ortspolizeibehörde spätestens innerhalb dreier Tage nach dem Schlachten anzuzeigen.

Ferner findet das Verbot keine Anwendung auf das aus dem Auslande eingeführte Schlachtvieh.

§ 3. Übertretungen dieser Anordnung werden gemäß § 6 der eingangs erwähnten Bekanntmachung mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft.

§ 4. Diese Anordnung tritt mit dem Tage ihrer Veröffentlichung im Deutschen Reichs- und Preussischen Staatsanzeiger in Kraft.

Berlin, den 6. Oktober 1914.

Der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.

J. B.: Küster.

Wird veröffentlicht.

Wiesbaden, den 15. Oktober 1914.

Der Königliche Landrat.
von Heimburg.

Christliche Gemeinschaft „Bethanien“
Bierstadt, Kloppeheimerstraße 5.

Herzliche Einladung

zum

Erntedankfest

verbunden mit

• • Kinderreigen • •

am Sonntag, den 25. Oktober 1914,
nachmittags 4 Uhr. • •

Wo? bekommen Sie billig, schick und modern garnierte

Damenhüte?

Im Modes-Geschäft Frau Schulz

Wiesbaden, Welltrigstr. 2.

713 Form und alle Zutaten billigt.

Sonntag, den 25. Oktober

bleibt mein Geschäftshaus

bis abends 7 Uhr geöffnet.

Leonhard Tietz

Aktiengesellschaft-MAINZ.



Nachruf!

Am 20. d. Mts. starb den Heldentod fürs Vaterland unser lieber Sangesbruder

Herr August Reifenberger.

Sein Tod versetzte uns alle in tiefe Trauer und reißt in unsere Reihen eine tiefempfundene Lücke, denn wir alle verlieren in dem Entschlafenen nicht nur einen lieben Sangesbruder, der stets das Interesse unseres Vereins gefördert und gepflegt hat, sondern auch einen lieben Freund, der sich durch seinen biedereren Charakter und durch sein liebevolles kollegiales Wesen grosser Beliebtheit und Sympathie seiner ganzen Mitmenschen erfreute. Sein Andenken werden wir hoch in Ehren halten und auch bei unseren Nachkommen in steter Erinnerung bleiben.

Er ruhe sanft!

Der Vorstand des Gesangsvereins „Frohsinn“
Bierstadt.

Für die zahlreichen Beweise herzlicher Teilnahme und vielen Blumen-spenden bei dem Heimgehe meines in treuer Pflichterfüllung, fürs Vaterland gefallenen, geliebten, unvergesslichen Mannes und treuen Vaters seines Kindes

August Reifenberger

sagt auf diesem Wege tiefgefühlten Dank

Die trauernde Gattin

Pauline Reifenberger, geb. Stiehl.

Bierstadt, den 24. Okt. 1914.



Den Heldentod fürs Vaterland starb am 1. Oktober 4½ Uhr nachmittags bei Royo durch einen Kopfschuß unser treuer, fleißiger, lieber Sohn, Bruder, Onkel, Schwager und Bräutigam im 24. Lebensjahr

Musketier

Gottfried Angler.

Die tieftrauernden Eltern und Geschwister:

Familie Angler, Bierstadt

nebst Braut

Emma Schwärzel, Wiesbaden.

Drucksachen

werden schnell und billig angefertigt im Berl. d. Zeitung.

Schöne Wohnung
bestehend aus 3 Zimmern mit
Balkon, sofort zu vermieten.
Bierstadt, Wiesbaden.

Schwarze Kleidung

als Spezialität der Firma stets
in grosser
Vielseitigkeit
am Lager



Bestellungen werden sofort erledigt

Telef. 6365

S. GUTTMANN

Wiesbadener Pädagogium

Gründl. Vorbereitung
alle Schul- und Militärexamina, einschl. Abitur

Arbeits-

u. Nachhilfestunden

für Schüler

sämtl. höherer Lehramtskandidaten

Aufnahme v. d. Lebensjahre

Direktor

Dr. E. Loewenberger

Rheinbahnstr. 5, Part.

Sprechstunden: 11—12½ Uhr

Bierstädter Zeitung

Amis-Blatt

Zugleich

Anzeiger für das blaue Vändchen.

(Umfassend die Ortsteile: Hartgen, Breckenheim, Dellenheim,

Diedenbergen, Erbenheim, Hefloch, Igstadt, Koppencim, Massenheim, Medenbach, Ranzel, Nordenstadt, Rumbach, Sonnenberg, Wallan, Wildschafen.)

Redaktion und Geschäftsstelle Bierstadt, Ecke Moritz- und Röderstraße

Fernruf 2027.

Redaktion, Druck und Verlag Heinrich Schulze in Bierstadt.

Der Anzeigenpreis beträgt: für die Kleinspalt 9
Bettzeile oder deren Raum 15 Pfg. Neblamen
und Anzeigen im amtlichen Teil werden pro
Zeile mit 80 Pfg. berechnet. Eingetragen
in der Postzeitungs-Liste unter Nr. 1110a.

Nr. 251

Samstag, den 24. Oktober 1914.

14. Jahrgang.

Belgiens Neutralität

durch Belgien selbst verletzt.

Im Tag legt der Reichstagsabgeordnete Erzberger nochmals auf Grund des in Brüssel gefundenen amtlichen Beschlusses dar, wie Belgien selbst und bewußt seine Neutralität verletzt hat. Die Zusammenstellung ist in jedem, der sehen will und sehen kann, überzeugend. Denn sie zeigt nichts wesentlich Neues bringt, so hat sich doch der Abgeordnete Erzberger durch diese Auseinandersetzung erwiesener Tatsachen ein besonderes Verdienst erworben. Neu ist folgende Mitteilung, die Herr Erzberger von einem Schiffingenieur des Lloyd-Dampfers „Kaiserin“ gemacht worden ist:

Montag morgen, den 3. August, 9 h. a. m., erschien eine Truppe von 15 Mann Gendarmerie, die Elitegruppe Belgiens, unter Führung eines höheren Offiziers und des Kommandanten vor unserem Schiffe. Während der Gendarmerietruppe mit Gewehr bei Fuß am Steg aufstellung, begab sich der Offizier mit Hafenmeister und drei Soldaten an Bord und forderte den Schlüssel zu unserer Station. Als er ihm ausgehändigt war, begab er sich mit den Soldaten unter Aufsicht ihres Vorgesetzten sehr wenig sachmännischer Weise das Zerstoren der Station. Blindlings wurde mit dem Hammer auf die Eisenklappen, auf die Spulen, Sender und Notsender geschlagen. Als das Zertrümmern beendet war, wurde die Station in einen Trümmerhaufen verwandelt, die Soldaten weiter zum nächsten Hamburg-Luxemburg-Dampfer, um dort dessen drahtlose Station zu zerstören. Bemerkenswert ist noch, daß dieses Vorgehen den Behörden noch vor dem Erscheinen des Krieges an Belgien bekannt war, daß von dem Ausbruch der Ereignisse nur deutsche Schiffe getroffen wurden und daß der Hafenmeister sich brühte, schon für 200 000 Mark ein neues Inventar diesen Morgen von deutschen Schiffen über Bord werfen zu haben. Die auf dem Dampfer „Kaiserin“ noch befindlichen Mannschaften wurden am 6. h. a. m., durch einen Französisch Sprechenden des Schiffes verwiesen, mit der Aufforderung, daß nachts 12 Uhr außer Landes zu sein. Also belief sich die Frist bis zum Verlassen des Schiffes für uns nebst der Besatzung auf sechs Stunden.

Hieraus geht hervor, daß Belgien sich offen als Feind Deutschlands bekannt hat, noch ehe ein deutscher Soldat auf belgischem Boden stand. Dadurch war es aus einer neutralen zu einer kriegführenden Macht geworden.

Gerichtssaal.

Verurteilung eines Mörders zum Tode. Das Landgericht in Guben verurteilte den Täter Emil Schmittmann aus Sommerfeld, der am 1. Juli seine beiden Brüder durch Schüsse getötet und ihnen den Hals durchschnitten hatte, wegen Mordes zum Tode.

Zum Bentheimer Mädchenhandelprozess. Das Landgericht verurteilte die Revision des Agenten Samuel Bentheim, der vom Landgericht Bentheim am 2. Juli 1914 wegen Freiheitsberaubung von der Anklage wegen Mädchenhandels wegen Auppelei, Bestechung und Vergehens gegen das Auswanderergesetz zu einer Gesamtstrafe von Jahren sechs Monaten Gefängnis und 12 000 Mark Geldstrafe verurteilt worden war. Ein früheres Urteil, nach dem der Angeklagte wegen der genannten Verbrechen außerdem wegen Mädchenhandels zu neun Jahren Gefängnis und 12 000 Mark Geldstrafe verurteilt worden war, hatte das Reichsgericht am 15. Mai 1914 aufgeschieden.

Aus Stadt und Land.

Millionenveruntreuung in Schöneberg. Seit einigen Tagen ist der Pfarrer Mirbt aus Schöneberg bei den Behörden in Untersuchung, nachdem er, nach polizeilicher Darstellung, ein anvertrautes Mitglied seiner Frau von einer halben Million Mark und erschwandene Gelder in Höhe von mehreren Millionen Mark in gewagten Börsenspekulationen veruntreut hätte und er keine Möglichkeit mehr sah, durch Veräußerung der Vermögensgegenstände zu halten. Als die Behörden das Vermögen seiner Frau verpfändet hatten, suchte er auf jede Weise Geld zu erlangen, um die Angelegenheit wieder einzubringen. So wandte er sich an zahllose Mitglieder des Gemeinderats, aber auch an Beamte, die der Kirche fern standen, und teilte diesen unter dem Vorwand des „Mittelglieds“ ohne Schuld in pekuniären Bedrängnis geraten sei. Der Betreffende habe ihn, gebeten, ihm das zur Weiterführung seines Geschäfts notwendige Kapital — Mirbt forderte Summen von 10 000 bis 50 000 Mark — zu beschaffen. Er versprach

den Gebern für das geliehene Kapital 10 bis 12 Prozent Zinsen. Er würde dem Bedrängten selber aern das Geld leihen, doch sei sein Kapital in überseeischen Werten fest angelegt, und er könne es nicht schnell genug flüssig machen. Anfangs erhielten die Geldgeber die versprochenen Zinsen auch pünktlich, bei Kriegsausbruch stiegen die Zahlungen jedoch, denn Mirbt hatte, wie sich jetzt ergab, die erschwandenen Summen, die bisher schon die Höhe von fast einer Million Mark erreicht hatten, in mehr als zweifelhaften Industriewerten angelegt.

Die Deutschenverfolgung in England. Daily News schreibt in einem „Bogrommacher“ betitelten Artikel: Der Schaden, den die Opfer der abscheulichen Ausschreitungen erlitten haben, ist groß, aber er ist sehr klein, verglichen mit dem Schaden, welche die Ehre und der gute Name Englands in den Augen der Außenwelt erlitten hat. Es besteht kein Zweifel darüber, auf wem die Verantwortung für diese der Nation angetane Schmach ruht. Nicht auf der unwissenden Menge, sondern auf einem Teil der Presse, der unaufhörlich beschäftigt war, alle rohen Leidenschaften gegen die unglücklichen Ausländer aufzuwachen. Wir wissen nicht, wie lange das Staatssekretariat des Innern dulden wird, daß dieses System brutaler Ausschreitung der Menge fortbauert. Die Folgen dieser Bewegung sind jetzt klar, niemand kann damit einverstanden sein, daß die mißleiteten Opfer sich für das unverantwortliche Auftreten der Anführer zu verantworten haben.

Aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Der Mitinhaber Steinhardt der Möbelfirma Wunderlich u. Co. in Nürnberg ist aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Er ist sieben Wochen lang in russischer Kriegsgefangenschaft in Warschau festgehalten worden. In der polnischen Hauptstadt wurden viele Deutsche festgehalten, die aus anderen russischen Städten dorthin gebracht worden waren, besonders viele deutsche Kaufleute aus Lodz. Steinhardt hat 12 Tage zur Reise von Warschau bis Nürnberg benötigt. Seine Freilassung hat er der Kraft des russischen Rubels zu verdanken.

Vom Eisenbahnsekretär zum Fliegeroffizier. Eine besondere Auszeichnung wurde dem Flugzeugführer Schlegel aus Konstanz wegen hervorragender Leistungen im gegenwärtigen Kriege zuteil. Unter Ernennung zum Offizier wurde er zugleich mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Schlegel stand noch vor wenigen Jahren als Eisenbahnsekretär im Dienste der badischen Staatsbahnen, bis er sich Flugverhaken auf einem Flugzeug eigener Bauart widmete. Jährer Ausdauer und Energie ließen manchen Mißerfolg überwinden, bis er schließlich mit mehreren gelungenen Schauen und Ueberlandflügen in der Öffentlichkeit bekannt wurde. Später erfolgte seine Berufung als Lehrer an die Militärschule in Göttingen. Im Wettbewerb um die Nationalflugpende gewann Schlegel einen Preis von 60 000 Mark. Jetzt hat er seine hervorragende Befähigung als Flieger auch aufs beste im Dienste des Vaterlandes bewiesen, und hierfür die wohlverdiente Auszeichnung erfahren.

Verurteilung eines Kriegsschwärzers. Wegen Verbreitung wissentlich falscher Gerüchte über das Vordringen russischer Truppen in Oberschlesien wurde der Eisenbahnkassierer Josef Genczel vom Kriegsgericht in Gleiwitz zu einer Woche Gefängnis verurteilt.

Die englische Kirche in Wiesbaden beschlagnahmt. Nachdem in der vorigen Woche die russische Kapelle in Wiesbaden beschlagnahmt worden war, ist jetzt auch die dortige englische Kirche von der deutschen Regierung mit Beschlag belegt worden. Der noch in Wiesbaden weilende englische Geistliche Freeze wurde aufgefordert, ein genaues Verzeichnis der zur Kirche gehörenden Gegenstände aufzustellen.

Der Kartoffelkrieg in Eger. In einem der letzten Tage kam es, wie der „Hofer Anzeiger“ berichtet, auf dem Egerer Marktplatz zu einem förmlichen Aufruhr. Ein Bauer hatte eine Kugel Erdäpfel zum Verkauf aufgeföhren. Während er sie anfangs zu 14 Heller das Mäß (2 Liter) gab, steigerte er bald darauf den Preis für dasselbe Quantum auf 20 Heller. Als ihm Vorhalte gemacht worden waren, erklärte er grob: Wenn es auch nicht recht ist, dann kosten sie morgen schon 30 Heller. Darüber erbost, rottete sich eine Menge Weiber zusammen, die den Stand des Kartoffelbauern kurzerhand stürmten. Sie erfassten den schweren Wagen und warfen ihn um, so daß die Erdäpfel über den ganzen Markt hinunterkollerten. Die Frau des Bauern mußte rasch vom Wagen herunterpringen, sonst wäre sie unter die Kartoffeln geraten. Nun faßte eine Frau das Mäß und nahm selbst den Verkauf in die Hand: 12 Heller das Mäß, gut gemessen! Der Bauer getraute sich nicht, dagegen Widerspruch zu erheben. Das Geld für die Kartoffeln wurde dem Bauern ausgefolgt. Die Erbitterung unter den Frauen war so groß, daß sie bald darauf auch in der Schmelzstraße ein Kartoffelfuhrwerk überfielen und auch hier die Früchte auf die Erde warfen. Erst als ein vorübergehender Offizier mehrere Infanteristen herbeirief, gelang es, die wütenden Weiber zu bewegen, von dem Fuhrwerk abzulassen.

Kleine Nachrichten.

Die Technische Hochschule zu Hannover hat den flegelreichen Belagerer von Antwerpen v. Beseler zum Dr.-Ing. ehrenhalber ernannt.

Der Arbeiterwohlverein für den Kreis Waldburg hat zur Vinderung der Folgen des Krieges für die Arbeiter auf den Werken des Kreises den Einkauf von Kartoffeln und Kraut im großen übernommen.

Die Rheinisch-Westfälische Eisenbahnverwaltung wurde vorbehaltlich der Beachtung der Ausfuhrverbote und der gesetzlichen Bestimmungen wieder freigegeben.

Der amerikanische Autorennfahrer Ralph de Palma hat auf einem Mercedeswagen mit 160,900 Kilometer in 1 Stunde 19 Minuten auf der Rennbahn zu Indianapolis gestiegen.

Nach einer Nohdmeldung ist der den Panamakanal verrennde Erdruß so weit ausgeräumt, daß die Durchfahrt möglich ist.

Zweckmässige Liebesgaben für unsere Krieger.



Die neue Uniform-Schlupfweste

trage ich unter dem Rock, weil sie warm giebt, elastisch u. porös ist. Im Winter ist sie mir unschätzlich u. ersetzt Leibbinde, Putzwärmer, oft auch den Mantel. Aus reiner Wolle gestrickt, beugt sie Erkältungen vor! Sie ist sehr billig zu haben bei:

Regenschutzhülle

wasserd. impr. D. R. G. M.

unter dem Waffenrock zu tragen. Ersatz für wasserdichte Militärwesten. Für jede Figur passend

Mk. 4.50

Mit Ansatzteilen für Oberschenkelschutz

Mk. 6.50

== Lederwesten, ==
Lederjoppen, Ledermäntel.

Heinrich Wels, Wiesbaden, Marktstrasse 34.

Deutsche Kriegsbriefe.

Von Paul Schweder, Kriegsberichterstatter.
— Großes Hauptquartier, 20. Oktober
(Nachdruck verboten.)

„Chateau d'Hympre“.

Noch ganz betäubt und erschüttert von dem gewaltigen Eindruck, den der Fall von Antwerpen auf das Gemüt dessen gemacht hat, der diese Stadt zu anderen, glücklicheren Zeiten sah und ihren letzten Verzweiflungskampf in allen Phasen miterleben konnte, sind wir in das Journalistenschloß im Großen Hauptquartier zurückgekehrt und sitzen wieder inmitten des großen herrlichen Parkes oder am lustig flackernden Kaminfeuer, wo alles hinter uns Liegende fast wie ein wüster Traum erscheint. Ich habe schon angedeutet, daß man uns in eine Idylle hineingeführt hat, die es verdient, gebührend gewürdigt zu werden.

Ein reicher französischer Eisenbahnunternehmer, der sich vom einfachen Streckenarbeiter emporgearbeitet haben soll und jetzt in einer Stadt Mittel-frankreichs krank darniederliegt, hat neben zahlreichen anderen schönen Besitztümern das Kleinod des „Chateau d'Hympre“ geschaffen, um hier seinen vier Enkelkindern im Hochsommer eine Stätte fröhlicher Jugendlust bieten zu können. Dadurch war das Schloß von vornherein zu einem Wohnsitz für eine größere Zahl von Menschen mit gemeinsamen Interessen, wie wir Kriegsberichterstatter es sind, ausgestaltet. Es war alles da. Jedes Zimmerchen mit seinem traulichen Kamin, dem echt französischen Himmelbett, den gewaltigen Kleiderschränken, Tisch und anderem unentbehrlichen Gerät. Daneben aber auch ein schöner, großer gemeinsamer Speisesaal, ein hübsches Billardzimmer, ein im Stil Louis XVI. gehaltener Damensalon — natürlich ohne Damen — und ein Empfangszimmer. Küche und Keller luden förmlich zur Benutzung ein, und draußen im Park ließ sich von allem Anfang an gut träumen, denn in diesem gesegneten Himmelsstrich sind auch jetzt noch die Bäume voller Laub und die Tage voll warmer Herbstsonne lässlich. Nachts aber steht der Mond freundlich über den uralten Niesentannen an der Parkterrasse, und kein Wägen-gerassel noch sonstiger Tier- und Menschenlärm stört die erhabene Stille.

Schnell geht es aus den nach jeder großen Ausreise mit dicker Schmutz überzogenen Automobilen heraus, um denen daselbst die neuesten Erlebnisse vom Kriegsschauplatz mitzuteilen. Und bald klappt im ganzen Schloße die Schreibmaschine, während im Herrenzimmer der Chef des Pressebüros stundenlang all den vielfach wie ein Ei dem andern ähnelnden Artikelstoff zensurieren muß. Diese stundenlange Arbeit wird nur durch die gemeinsamen Mahlzeiten unterbrochen, die unter der sachverständigen Aufsicht eines kulinarisch gebildeten Kollegen von uralten französischen Dorfweibern hergestellt wird. Erst der Spätabend bringt die nötige Erholung, und besondere Festtage sind es, wenn das „Berliner Tageblatt“ mit dem Vertreter des Ullstein-Verlages zusammen auf die Jagd geht und sie nach stundenlangem, lebhaften Geschäftsgespräch einen Hasen oder ein Rebhuhn mit heimbringen, um das Nachtmahl damit zu verschönern. Während der Zeit host dann „Karl“, das Faktotum, auf einem der vielen Fuß- und Apfelbäume im Garten, und die „Deutsche Tageszeitung“ sucht mit sachverständigem Blick im Gemüsegarten die Küchenkräuter aus. Tief unten aber im wohlgefüllten Keller prüft ein alter Weinkenner die Güte des Bordeaux und Sauternes, den wir bei unserer Ankunft genau registriert haben und der dem ursprünglichen Besitzer zu einem angemessenen Preise abgenommen wird, wie denn überhaupt keinerlei „Requisitionen“ seitens der deutschen Truppen in diesen friedlichen Gegenden vorgenommen werden, sondern alle Bedürfnisse genau nach den geltenden Preisen gedeckt werden müssen. Am morgendlich fährt der Fourier nach der Stadt, wo im Proviantamt das für unsere Verpflegung Erforderliche in Empfang genommen wird, damit wir pünktlich die Hände zum lecker bereiteten Mahle erheben können.

Ich bin in dem abgelegenen Zimmer der Leiterin untergebracht. In den dort stehenden Bücher-schränken spiegelt sich die vorzügliche Bildung der Dame wieder. Aber worüber ich die größte Freude empfand, war doch die Entdeckung eines deutschen Buches, und zwar der Bestheim-Märchen. Wie weht es aus diesen Blättern so heimlich und traut an. Tausen draußen im mondhellten Park nicht ein paar Eisen ihren geheimnisvollen Reigen, und zwischen da nicht ein paar helle Kinderstimmen unter dem alten Kastanienbaum, von dem um die Mittagstunde, wenn man eben ein wenig auf dem bequemen Gartentisch eingelegt ist, mit lautem Gefrassel die braunen runden, alten Äste herabfallen! Ach nein.

es ist ein Traum, ein Traum im fernen fremden Land, der auch manchen anderen Vater hier draußen in diesen Tagen der Herbstferien äßen mag. Doch schon erklingt die Abendglocke, und es gibt eine fröhliche Tafelrunde, die durch die eintreffende Feldpost nur noch gesteigert wird. Und als sich dann der Schwarm verlaufen hat, feiern wir das Andenken Hermann Löns, der soeben von einem reichen journalistischen und schriftstellerischen Leben aus den Schützengräben vor Keims in die besseren Jagdgründe abgerufen worden ist. Und in die abendstillen Wälder hinaus erklingt die Weise vom Heideröslein und des toten Jägers eigenes Lied, das er vorahnend schon vor einigen Jahren dem Freunde niederschrieb:

Kalt ist der Schnee, der Schnee;

Heiß ist die Liebe,
Scheiden und Weiden
Und das tut weh.

Note Hufaren,
Die reiten niemals, niemals Schritt;
Herzliches Mädchen,
Du kannst nicht mit.

Weiß ist die Feder
An meinem roten, roten Hut;
Schwarz ist das Pulver,
Rot ist das Blut.

Das grüne Glaslein
Zersprang mir in der, in der Hand;
Brüder, ich sterbe

Auf meinem Grabe
Fürs Vaterland.
Soll'n rote Rosen, Rosen stehn;
Und die ich schenke.

Ja gewiß, Hermann Löns, wenn wir in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit an den Erdbügel treten werden, unter dem deine tapfere, schönheitsdurstige und so ganz deutsche, unruhige Zeitungsschreiberseele nun den ewigen Schlaf schläft, werden wir dir rote Rosen mitbringen und sie auf dein allzu frühes Grab, das Grab eines der wackersten deutschen Kollegen stellen, rote Rosen aus dem herbstmüden Rosengarten des „Chateau d'Hympre“.

Das russische Wirtschaftsleben.

Wie wird's den Russen ohne Frankreichs Geld gehen?

In den letzten Jahren hatte sich das Wirtschaftsleben Rußlands stark entwickelt, und daraus hatte sich eine nicht unerhebliche Ausfuhr unserer weiterverarbeitenden Industrie nach Rußland ergeben, auf die man vielerorts große Hoffnungen setzte. Inwiefern diese heute noch berechtigt sind, inwiefern man nach dem Friedensschlusse auf eine größere Aufnahmefähigkeit Rußlands rechnen kann, darüber läßt sich ein KulturEuropäer, der ein Jahrzehnt lang in hervorragender sozialer Position in Rußland lebte, in einem Briefe an einen deutschen Bekannten folgendermaßen aus:

„Ueber die Zukunft der russischen Industrie zu schreiben fällt mir einigermaßen schwer. Der Krieg birgt in sich soviel des Ungewissen, daß es unbanbar ist, heute den Propheten zu spielen. Ich kann nur sagen, daß Rußland in den letzten fünf Jahren sich in einem

Niesentempo entwickelte.

Eine große Anzahl strategischer und wirtschaftlicher Bahnen wurden gebaut, noch mehr projektiert, und standen vor der Verwirklichung. Durch die Anlage der neuen Bahnen, den Ausbau der Bahnhöfe und die Vermehrung des rollenden Materials war es in den letzten Jahren mehr wie früher möglich geworden, die Ernte auszunutzen. Der hohe Verkaufspreis des Getreides hatte eine Erhöhung des Grundpreises zur Folge, und diese Erhöhung eine Bereicherung des gesamten kleinen Grundbesitzstandes. Diese Leute, früher auf ihren kleinen Gütern wohnend, zogen nun in die größeren Städte, wodurch eine Wohnungsnot und bald eine Häuserbauwut von bisher in Rußland nie dagewesenen Dimensionen entstand. Die Produktion an Trägern, an Zement und anderem Baumaterial verdoppelte sich in wenigen Jahren und konnte doch nicht der Nachfrage genügen. Die Produktion an Roh-eisen hatte sich in vier Jahren verdoppelt, und trotzdem sah sich die russische Regierung gezwungen, Roh-eisen aus dem Auslande mit Zollermäßigung einzuführen. Auf die intensive Tätigkeit der südrussischen Industrie hat die Mobilisation wie in Deutschland lähmend gewirkt. Große Vorräte waren nirgends vorhanden, da der Mangel an Arbeitskräften in den Erntemonaten ohnehin die Produktion der Bergwerke verrinnert. Mit der Wiedereröffnung des Gütertrans-

ports wird wohl die Tätigkeit in langsamem Tempo wieder anfangen.

Die gesamte Kohlenindustrie ist in den Händen der französischen Banken, während in der metallurgischen Industrie belgische Kapitalien vorwiegen. Daneben hatten in den letzten fünf Jahren russische Banken große Mengen Aktien der Gruben und Werke erworben. Da sowohl Belgien wie Frankreich im Falle eines unglücklichen Krieges seinen Export an belgischen Industrie die Selbsthilfe.“

Scherz und Ernst.

— Das „Täubchen“ in Tsingtau. Ein Fliegerleutnant schreibt unterm 18. August nach Berlin: „Da sitzt man nun hier in Tsingtau, abgeschnitten von jeglicher Nachricht, wartend der Dinge, die da kommen werden. Schrecklich, dieser Zustand der Ungewissheit. Die Bande soll nur herkommen, unser schönes Tsingtau sollen sie nicht so leicht bekommen. Ja, wenn Engländer, Russen und Franzosen zusammen kämen, da sollen die Hunde aber keine kriegen, aber diese feigen Kerls trauen sich nicht her, und schiden uns Japan auf den Hals mit der erdrückenden Macht! Na, wir werden uns so schlagen, daß das Vaterland stolz auf uns sein kann. Neulich bin ich abgestürzt, mein Täubchen ging kaputt. Ich nichts abgekrigelt. Gestern Abend hatte ich endlich wieder heil und freudig ging's ins blaue Lustmeer. Ich denke, daß ich hier jetzt von großem Nutzen sein werde und durch meine Aufklärungsflüge, die ich täglich über der Küste von Kilometern weit ins Innere Chinas und den Küsten entlang mache, eine wichtige Aufgabe erfüllen. Hoffentlich bleibt mein Täubchen diesmal noch recht lange heil, damit ich den Kerls noch recht viel Bomben auf ihre faulen Köpfe werfen kann. Leicht ist das Fliegen bei diesen wahnsinnig schwierigen Gelände- und Luftverhältnissen nicht, aber es muß gehen, und Sie wissen, was das bei mir heißt.“

— Richtigke über die Engländer. Der Philosoph Nietzsche wußte die Engländer richtig einzuschätzen, wie folgende Verse von ihm beweisen:

Diese braven Engländer
Mittelmäßige Verständnis
Rehmt ihr als „Philosophie“?
Darwin neben Goethe setzen
Sollt die Majestät verlegen —
Majestätum genii!

Volkswirtschaftliches.

— Maßnahmen gegen Kartoffelverteilung. Der Deutsche Kartoffelgroßhändlerverband (Zis Düsseldorf) hat an das Reichsamt des Innern eine Denkschrift mit langen lassen, in der die Notwendigkeit betont wird, zwecks eines vermehrten Angebots von Ware auf die Landwirte einzuwirken, damit diese den für den eigenen Bedarf nicht unbedingt notwendigen Vorrat von Kartoffeln dem allgemeinen Gebrauch freigeben. Zur Erreichung dieses Zieles sei erforderlich, auffallend günstig zu wirken, daß, falls die entsprechenden öffentlichen Anweise nicht genügen sollten, mit Maßnahmen gegen solche Landwirte (selbstverständlich auch Händler) vorgegangen werden müsse, denen nachgewiesen wird, daß sie Kartoffeln zurückhalten bzw. aufspeichern, um auf die allgemeinen Preissteigerungen zu wirken und aus dem Hochpreis der Preise unberechtigten Nutzen zu ziehen. Als derartige Maßnahme könne allerdings nur die zwangsweise Einnahme in Betracht kommen. Allerdings dürften dann niemals die aufzustellenden Höchstpreise eintreten, sondern gerade umgekehrt besondere — niedrig festgesetzte — Mindestpreise, weil ein Verkauf zu „Hochpreisen“ dem Besitzer der Ware nur erwünscht sein könne. Es müßte also das Gesetz, betreffend Höchstpreise, eine Ergänzung dahin erfahren, daß im allgemeinen der Verkauf freige-lassen und nur von Fall zu Fall eingegriffen werden könne, wenn ein wucherisches Festhalten von Waren zweifelhaft ist.

Manoli
Zigaretten
Früh!
früh!

Friedrich Exner

Wiesbaden, Neugasse 14. Fernsprecher 1924
empfiehlt in reichster Auswahl:

Erstlings- und Kinder-Wäsche:

Kinden, Jäckchen, Einschlagdeckchen, Windeln, Wickelbinden, Windel-hosen, Molton-Deckchen, Leibchen, Lätzchen, Röschchen, Schürze, Tauffleider, Tragkleider, Capes, Lieberleib-Jäckchen, Dedel-Mägen, Hüte, Pünchen, Wägendecken, Flaschenwärmer, Ohrenbinden, Kinderschulgürtel.

Zu Gelegenheits-Geschenken stets passende Artikel in allen Preislagen.

Herrn-, Damen- und Kinder-Wäsche!

Herren-Hemden, Krage, Manschetten, Vorhemden, Taschentücher, Hosenträger, Handtücher, Korsetten.

Socken und Strümpfe.

Unterjacken, Trikot-Hemden, Unterhosen.

Schürzen

in allen Formen und Stoffen.

Krawatten.

Haus- und Grundbesitzer-Verein

Bierstadt.

Telef. 6016 Geschäftsstelle: Blumenstr. 2a. Telef. 6016

Zu vermieten sind Wohnungen
von 1—5 Zimmer im Preise von 100—850 Mk.

Zu verkaufen

sind verschiedene Villen, Geschäfts- und Wohn-häuser, Baupläne und Grundstücke in allen Preislagen
Die Geschäftsstelle.



Die
Kaiser-
Nähmaschine

ist unstreitig die ruhigstgehende
und beste Nähmaschine.
Alleinverkauf:

Phil. Eberle, Mainz.

Stadthausstraße 7.
Eigene Reparaturwerkstätte.

Ihr eigener Schaden

ist es, wenn Sie bei den teuren
Zeiten nicht die Gelegenheit
ergreifen, billig einzukaufen.

Schuhhaus Deuser

Wiesbaden, Bleichstrasse 5
neben Hotel Vater Rhein.

Theaterblut.

241

Von Max von Weisenthurm.

(Nachdruck verboten.)

Er hatte ihre Hand erfaßt, und seine Stimme klang weich, so weich, wie sie stets geklungen, wenn er sich die Aufgabe gestellt, dieses Frauenherz zu erobern.

Er war ein gewandter Schauspieler; aber nun, wo die Illusion von ihr genommen, wo der Glaube fehlte, nun, wo sie wußte, mit welcher unverschämten Sicherheit er zu lügen verstand, prallten seine Worte wirkungslos ab. Seit jenen Tagen, da sie es gelernt, ihn zu lieben, hatte sich ihr zu oft, vielleicht ohne daß er es ahnte, Gelegenheit geboten, ihn zu durchschauen, und je mehr sie sein schauspielerisches Talent anerkannte, desto mehr verachtete sie ihn als Charakter.

„Nein, ich kann und werde nicht tun, was du von mir begehrt,“ sprach sie kalt. „Wenn du aber wirklich in so dringender Geldverlegenheit bist, so verkaufe mein Brillanthalsband, ich gebe dir dasselbe gern.“

Oskar warf ihr einen verstohlenen Blick zu, dann bemerkte er in nachlässigem Tone:

„Ich glaube, mit jenem Halsband ist Wellington betrogen worden, es würde wenig einbringen, und überdies mußt du ja auch einen Schmutz haben, den du auf der Bühne tragen kann!“

„Da ließe sich ja leicht etwas Falsches nehmen. Du sagtest immer, jene Brillanten seien so schön und zu gut für die Bühne!“ entgegnete sie merklich verwundert.

„So dachte ich auch, aber, um die Wahrheit zu gestehen, halte ich mich in bezug auf Juwelen für einen sehr kompetenten Richter, und eines Abends, als du sie mit ins Theater genommen und während des dritten Aktes in deiner Garderobe zurückgelassen hattest, zeigte ich sie dem kleinen Salomon, der, wie du weißt, ein Diamantenhändler ist. Er sagte mir, daß die Gattung nicht viel wert sei und nur die Fassung gut sei; er erzählte auch, daß die Leute beim Ankauf kostbarer Steine oft ganz furchtlich betrogen werden.“

Seine Stimme klang, während er diese Worte sprach, nicht so ganz natürlich, aber sie achtete dessen nicht. Eine Bewegung jedoch, die er unversehens machte, veranlaßte sie, ihn scharf ins Auge zu fassen, und sich die verwunderte Frage zu stellen, weshalb etwas so Lauernes, Fremdartiges aus seinen Augen spreche.

„Luch, sei nicht hart mit mir!“ bat er plötzlich in einem ganz ungewohnt weichen Ton. „Ich weiß, daß ich nicht viel wert bin, aber wenn du etwas Mitleid mit mir hättest, könntest du mich vielleicht doch noch zu einem braven, leistungsfähigen Menschen machen! Du hast mich ja einst geliebt, und selbst wenn ich nicht ganz so bin, wie du es dir im Grunde genommen wünschen würdest, so ist das noch kein Grund, über mich den Stab zu brechen. Du mußt der Art meiner Erziehung Rechnung tragen. Es wurde mich immer gelehrt, meinen Vorteil im Auge zu haben; ich habe mich in der Welt herumstoßen müssen, ohne daß man meiner Erziehung besondere Beachtung zu-

gewandt hätte, während du sorgfältig behütet und gepflegt zu Hause aufgewachsen bist. Halte mich nicht für vollständig unwürdig!“

Luch war einigermaßen gerührt durch diesen spontanen Appell an ihre Großmut. Niemand, der sie je gekannt, würde instande gewesen sein, sie für hart oder ungroßmütig zu halten, und sie fragte sich auch sofort, ob sie nicht in pharisäischer Selbstüberschätzung zu gut von sich gedacht hatte; daß sie keinen Funken Liebe mehr für ihn hegte, war nicht ihre Schuld. Langsam und grausam hatte er dieselbe in ihrem Herzen getötet, aber mitleidiges, geringschätzendes Erbarmen mit seiner Kleinlichen, jeder wahrhaft vornehmen Neigung unfähigen Natur erfüllte doch ihre Seele.

„Ich will nicht hart gegen dich sein, Oskar; du hast recht, wenn du annimmst, daß ich niemals verzeihen kann, daß du der Vater meines Kindes bist. Ich will dir helfen, so weit ich es vermag. Artur Wellington aber um jenen Geldbetrag zu bitten, das ist ein Ding der Unmöglichkeit, das sollst und kannst du nicht von mir fordern.“

„Hast du jetzt noch keinen Entschluß! Ueberlege die Sache! Ich bin am Ende meiner Weisheit, und ihr Frauen seid manchmal zu hart und schroff in eurer Auffassung gegen uns arme Teufel.“

„Wenn du des Geldes so dringend bedarfst, weswegen hast du es denn gestern so unnütz ausgegeben, indem du jenes Gabelbrühstück in Richmond gabst?“ fragte sie, ihm mutig und unverwandt in die Augen blickend.

„Das lag auch in meinem Geschäftsvorteil. Die Baronin Brompton ist eitel wie ein Pfau, und wenn ich ihr nicht etwas schmeicheln, ihr nicht einige Aufmerksamkeit erweisen würde, so könnte ich mich möglicherweise bei der Veranstaltung ihrer Theatervorstellungen durch einen anderen ersehen lassen, was mir Schaden brächte. Es war somit durchaus notwendig, ihr durch jenes Fest zu huldigen.“

„Du hast dich aber wohlweislich gehütet, mir von demselben Mitteilung zu machen,“ bemerkte sie mit leiser Ironie. „Du sagtest mir sogar, daß du nach Hampstead fährst!“

„Ich weiß es, ich will auch nicht in Abrede stellen, daß ich gegen dich manches Unrecht auf dem Gewissen habe, wenn du mir aber dieses eine Mal wenigstens verzeihst, so will ich mich ganz und gar bessern.“ Er faßte nach ihrer Hand und küßte sie, während er ihr mit einem flehenden Blick in die Augen sah. „Willst du nicht doch einmal noch einen Versuch mit mir machen? Du sollst es nicht zu bereuen haben, das verspreche ich dir.“

Luch unterdrückte gewaltjam den Verdacht, welcher in ihrer Seele lebte, den Verdacht, daß er auch dieses Mal heuchle, wie er es unzählige Male früher getan. Sie küßte ihn an, während sie leise sprach: „Wir wollen ein neues Dasein beginnen, Oskar, auch mich trifft mancher Tadel.“

„Um noch einmal auf Artur Wellington zurückzukommen; glaubst du nicht, daß er auf die Vermutung kommen könnte, es sei irgend etwas nicht in vollster Richtigkeit, wenn du dich plötzlich ganz und gar weigerst, ihn zu sehen? Willst du den Umgang aufgeben, so tue es lieber nach und nach.“

Und Luch nickte zustimmend.

18.

Luch stand in ihrem Zimmer und betrachtete mit trübsaliger Miene ein Brillantkollier in himmelblauem Samtstui, welches sie in Händen hielt. Oskar mußte sich täuschen. Salomon, der jüdische Brillanthändler, konnte nicht recht gehabt haben, oder vielleicht hatte er, Oskars perfide Lage kennend, gefürchtet, daß dieser bei ihm ein Darlehen nehmen wolle und deshalb die Brillanten als wertlos hingestellt. Sie war überzeugt, daß Artur ihr nichts geschenkt hätte, was nicht von tadellosester Gattung sei, und hielt ihn durchaus nicht für den Mann, welcher Edelsteine nicht von falschen unterscheiden könne. Jedenfalls beschloß sie, sich Klarheit zu verschaffen um jeden Preis! Sie wollte die Sache selbst in die Hand nehmen und erinnerte sich daran, vernommen zu haben, daß Pfandleiher in der Regel zwei Drittel dessen bieten, was eine Sache wert sei. Sie beschloß also, ihr Halsband zu einem solchen zu tragen und glaubte, auf diese Art zum mindesten annähernd den Wert erfahren zu können. Freilich hatte sie nicht die geringste Ahnung, wie man sich in solchem Falle eigentlich zu benehmen habe. Sie fürchtete sich vor dem Gang, dessen absolute Notwendigkeit sie doch einsah. Ein dunkles, einfaches Kleid anziehend, einen Hut mit dichtem Schleier aufsetzend, hüllte sie die Schmuckkassette sorgfältig in Papier, seufzte schwer und trat auf die Straße hinaus. Sie besaß hinreichend die echt weibliche Vorliebe für hübsche Dinge, als daß es ihr nicht peinlich geworden wäre, sich von dem Schmutz zu trennen. Nebenbei war es ihr auch leid, denselben veräußern zu sollen, weil Artur ihr denselben gegeben, aber sie sah es trotzdem als ihre Pflicht an, keine weiteren Schwierigkeiten zu machen. Oskar war den ganzen vorherigen Tag über so freundlich und gut mit ihr gewesen, daß sie sich fast versucht fühlte zu glauben, sie begehe ein Unrecht, wenn sie ihm nicht in jeder nur denkbaren Weise entgegenkomme. Was konnte er dafür, daß er nicht so ganz der Mann war, von dem sie in ihrer Mädchenphantasie geträumt. Sie war nicht berechtigt, ihn das entgelten zu lassen.

Als ihren Mut zusammenfassend, ging sie zu einer Pfandleihanstalt, deren Schild sie schon oft im Vorübergehen bemerkt hatte. Als sie vor der Tür stand, gebrach es ihr fast an Mut, und zögernd blieb sie stehen. Was sollte sie sagen, wenn sie eintrat? In welcher Weise ihr Kommen erklären? Würde man sich wundern, wie sie in den Besitz der Juwelen kam? Würde man Fragen an sie stellen? Ein heißeres Lachen trat auf ihre Lippen, aber ihren Mut zusammenfassend, trat sie ein.

Ein Gassenjunge mit schlauer Miene, der gesehen haben mochte, wie lange sie ängstlich zögerte, rief mit der ganzen Spottlust seiner rohen Natur:

„Eine vornehme Dame, die den Familienschmutz versteckt — na, Herr Lehw ist hart, seien Sie auf Ihrer Hut, Madame!“

Luch erstarrte über und über, dann trat sie ein.

Ein dicker, älthlicher Mann stand hinter dem Ladentisch und blätterte in einem großen Buch. Vor ihm stand eine Frau, die offenbar eine Auskunft begehrte hatte und trotz der frühen Morgenstunde bereits nach Branntwein roch.

„Ich kann Ihnen nicht mehr geben, als höchstens zwölf Gulden,“ sprach der Mann, indem er seine Register durchblättert.

„So lassen Sie es doch wenigstens fünfzehn sein,“ bat das Weib in flehendem Tone.

„Zwölf oder gar nichts,“ lautete die barsche Entgegnung. „Womit kann ich Ihnen dienen?“ fügte er dann, zu Luch gewandt, fragend hinzu.

Die junge Frau zuckte zusammen und sprach in nervöser Unruhe. Unwillkürlich stellte sie sich die Frage:

was wohl ihr Geheim und ihre Tante sagen würden, wenn sie sie hier sehen könnten.

„Ich wollte wissen, wieviel Sie mir auf diesen Brillantenschmuck borgen, aber ich warte gern, bis Sie frei sind und mir Ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden können,“ fügte sie mit einem Blick auf die fremde Frau hinzu, deren Gegenwart sie peinlich berührte.

Der Geldverleiher hob jener die Summe zu, welche er ihr geboten und griff dann nach dem Paket, welches Luch in Händen hielt.

Mit atemloser Spannung beobachtete sie ihn, während er langsam den Bindfaden löste, der die Umhüllung zusammenhielt. Er rückte sein Augenglas zu recht, während sie sich besorgten Herzens fragte, welchen Wert er denn wohl angeben werde. Zwei-, dreitausend Gulden? Sie verstand wenig von dem Preis, welchen man für Steine fordern könne, aber sie meinte, dieser Betrag müsse der geringste sein, den sie bekommen könne!

„Z Josef!“ rief der Geldverleiher, sich nach dem Innern eines zweiten Raumes wendend; ein junger Mann erschien, der ebenfalls die Steine genau prüfte.

„Nun, was sagen Sie?“ fragte Luch, unfähig, sich länger zu beherrschen.

Der ältere Mann wandte sich ihr lächelnd zu.

„Sagen wir fünfzig Gulden!“

„Fünfzig Gulden?“ wiederholte die junge Frau, welche glaubte, nicht recht gehört zu haben.

„Nun, sagen wir fünfundfünfzig,“ entgegnete der Geldverleiher in versöhnlichem Tone.

„Sie scherzen wohl nur!“ sprach sie mit ablehnender Kälte. „Dieses Halsband muß weit über tausend Gulden wert sein, und ich begreife nicht, wie Sie auch nur den Mut zu einer solchen Offerte finden können!“

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Nein, Fräulein oder gnädige Frau, die Sache ist eine recht geschickte Imitation, aber nur die Goldfassung ist echt, die Steine sind vollständig wertlos.“

„Wertlos? Sie wollen mich glauben machen, daß diese Steine wertlos sind?“

„Gewiß, wußten Sie es nicht? Nun, es gibt eben immer noch Leute, die den traurigen Mut besitzen, wenn sie jemand ein Geschenk machen, ihn auch noch zu betrügen. Weil das Etui von der Firma eines berühmten Juweliers herrührt, hat man geglaubt, die Täuschung durchführen zu können. Es war neulich erst eine Dame vom Theater hier, die einen angeblich kostbaren Brillantstern brachte, welchen sie fünf Tage früher erhalten, den sie für echt hielt, und der keine fünf Gulden wert war. Ich glaube übrigens, auch Sie, meine Gnädige, vom Apollotheater her zu kennen. Wir haben viel mit Künstlerinnen zu tun, und wenn Sie es sehr dringend brauchen, sind wir auch bereit, Ihnen die Hälfte des Wertes auszusahlen, sobald Sie das Halsband bei uns versehen. Wir sind gegen Damen gern verbindlich.“

„Geben Sie mir freundlichst mein Halsband zurück, ich will Sie nicht weiter bemühen,“ entgegnete sie mit zitternder Stimme. Sie würde vor Zorn und Scham am liebsten laut aufgeweint haben und sah jedes Wort, welches der Mann gesprochen, als eine ihr persönlich zugefügte Beleidigung an.

„Regen Sie sich doch nicht auf, es ist ja nicht unsere Schuld, wenn die Brillanten nicht echt sind!“ meinte der Geldverleiher achselzuckend.

„Geben Sie mir gefälligst mein Halsband wieder!“ rief sie, es ihm fast aus der Hand reißend, und dann verließ sie mit eiligen Schritten den Laden.

„Die Leute haben mich wohl nur betrügen wollen, sie dachten, ich verstehe nichts von Juwelen, und es werde ihnen somit leicht fallen,“ sagte sich die junge Frau mit zuckenden Lippen. „Geschlecht mir schon recht, warum habe ich mich mit solchen Leuten eingelassen, ich werde direkt zu dem Juwelier gehen, bei welchem das Halsband gekauft worden ist, der sagt mir die Wahrheit. Unangenehm ist mir der Gang freilich nicht. Aber schließlich tue ich am besten daran, ihm ehrlich zu bekennen, daß ich Geld brauche, und ihn zu bitten, daß er mir auf diesen Schmutz einen Betrag leihe.“

(Fortsetzung folgt.)

Es ist nichts so fein gesponnen!

(Aus den Papieren eines Polizeibeamten.)

Eine drastische Illustration zu der Wahrheit dieses Sprichworts hat sich vor einigen Jahren in Paris in einem Vorgang abgespielt. Die Gräfin M. hatte die Winteraison in der Hauptstadt zugebracht, und ihr Hotel war eines der glänzendsten Sammelpunkte der höheren Kreise in Faubourg St. Germain gewesen. Ganz Paris sprach von ihren Soireen, und noch mehr als über deren Glanz und Pracht von dem zunächst zu schließenden Bunde zwischen einem der reichsten Edelleute und der Mlle. Blanche, Erzieherin im Hause der Gräfin. All diese Bewunderung war plötzlich jäh verstummt und hatte einem Erstaunen Platz gemacht, das in allen Kreisen dieses Stadtteils weiteste Verbreitung gefunden. Frau v. M. hatte die Entdeckung gemacht, daß sie in unerhörter Weise bestohlen worden sei. Ihre Armänder, Kollern, Ringe, mit einem Wort, ihre sämtlichen Kostbarkeiten waren verschwunden. Alle Nachforschungen blieben resultatlos, und die Gräfin hatte die Verfolgung der Angelegenheit bereits vollständig aufgegeben, nicht aber so der Polizeikommissar Duporet, welcher — ein vorzüglicher Beamter — eine Ehre darin gesetzt hatte, hinter das Geheimnis des Diebstahls zu kommen.

Der Sommer war vergangen, die Gräfin hatte ihren Aufenthalt in Nizza genommen und Mlle. Blanche war aus der Erzieherin des Töchterchens nach und nach zur Gesellschafterin, Freundin und Vertrauten der Mutter auferückt. Beide Frauen verkehrten in ungezwungener Weise miteinander, und nur, wenn das Gespräch auf Mlle. Blanchés Familie kam, dann war das sonst so mitteilbare Mädchen plötzlich stumm, ein Schleier von schwerer Verlegenheit und tiefer Trauer breitete sich über das schöne Antlitz, und Frau v. M. glaubte in zartfühlender Weise, nicht weiter mit ihren Fragen auf diesen Punkt einzugehen, der dem jungen Mädchen augenscheinlich trübe Bilder vor die Seele rief. Nur so viel hatte sie durch gelegentliche Andeutungen erfahren, daß Mlle. Blanche von ihren Ersparnissen den Unterhalt einer kranken Mutter bestreite. Während der Saison hatte sich der Gräfin ein Kavaliere mit Namen Vicomte de Vertignolles vorstellen lassen. Er wurde bald ein täglicher Gast im Hotel der Gräfin, und schließlich der Bewerber um Mlle. Blanche, welche ihm zwar die Hand noch nicht zugesagt, aber doch seine Freundschaft gestattet hatte, so daß Vicomte de Vertignolles zu Ende der Saison der erklärte Freund des Hauses und der Vertraute manches kleinen Geheimnisses seiner zukünftigen Braut geworden war, welche seinen fetten, augenscheinlich sehr ernst gemeinten Bewerbungen gegenüber nach und nach ihre anfängliche Schüchternheit abgelegt hatte.

Die Gräfin war nach Paris zurückgekehrt; eines Abends, nachdem man beim Tee noch heiter geplaudert und der Vicomte den Damen gegenüber beiläufig erwähnt hatte, daß er am nächsten Morgen zu einem Freunde reisen wollte, um für die nächste Rennsaison zwei neue Pferde für seinen Stall zu kaufen und zu diesem Zwecke 20 000 Frank bei seinem Bankier erhoben hatte, wurde der Vicomte plötzlich von einer Ohnmacht befallen; er wurde im Hotel der Gräfin verpflegt, denn ein Transport erwies sich nicht als ratsam. Der Anfall ging jedoch schnell vorüber, und am nächsten Mittag war der Kranke wieder imstande, sich zu erheben, und bestand so fest darauf, seine geplante Reise zu unternehmen, daß alle Warnungen, sich zu schonen, resultatlos blieben. Zur Verwunderung der Gräfin aber bestärkte Mlle. Blanche den Kranken in seinem Vorhabe mit dem Bemerkten, daß frische Luft und die Aufregung der Reise die besten Heilmittel für das vorübergehende Unwohlsein werden würden.

Der Vicomte verließ das Hotel, kehrte jedoch nach einer halben Stunde bestürzt zurück, um der Gräfin zu erklären, daß sein Portefeuille mit den 20 000 Frank verschwunden sei. Es lagen nur zwei Möglichkeiten vor: entweder habe er es auf der Fahrt nach dem Bahnhofe verloren, oder es sei ihm gestoh-

len worden; zur Klärung der Sache habe er sofort die Polizei in Kenntnis gesetzt, und die Damen sollten ihm verzeihen, wenn er ihnen Störung verursache; indessen habe der Kommissar erklärt, daß er seine Nachforschungen im Hotel der Gräfin beginnen müsse.

Wohl nur zufällig hatte der junge Mann bei diesen Worten Mlle. Blanche scharfer angesehen, so daß ihm ein plötzliches, mühsam unterdrücktes Zusammenzucken des schönen, auffällig bleich gewordenen Gesichtes nicht entgehen konnte. Er entfernte sich, und nach einer halben Stunde etwa erschien auch der Beamte, Kommissar Duporet, und erklärte, vor allem die Koffer Mlle. Blanchés untersuchen zu müssen. Sowohl diese wie die Gräfin selbst erhoben Einspruch, allein der Beamte bestand auf seiner Forderung, und bemächtigte sich ohne weitere Unterhandlungen zunächst einer Kassette, in welcher, wie Mlle. Blanche unter Tränen erklärte, nur die Briefe ihres verstorbenen Vaters und die ihrer Mutter enthalten seien, die sie gern fremdem Einblid zu entziehen wünsche. Ohne diesen Einwand gelten zu lassen, sprengte Duporet das Schloß, hob eine Rolle von Papieren und überreichte der Gräfin dann eine Rolle von Papieren mit der lakonischen Bemerkung: „Nr. 1, gnädige Frau!“

Die Gräfin sah ihn fragend an, warf dann einen Blick auf ihre Gesellschafterin, die, erbsahl und am ganzen Körper zitternd, in einen Sessel taumelte, und entfaltete die Rolle, aus der ihr eine Anzahl von Pfandscheinen entgegenfielen.

Auf ihren Blick erklärte Duporet: „Dort dürften Sie Ihre Schmuckachen wiederfinden, gnädige Frau; das Geld dafür ist an diese Adresse gegangen!“ Und mit diesen Worten entfaltete Duporet eine weitere Anzahl von Scheinen vor den Augen der über- raschten Dame, welche Einlieferungsbestätigungen der Post über Beträge von in Summa etwa 15 000 Frank ergaben.

„Und nun kommt Nr. 2, gnädige Frau,“ fuhr der Beamte fort, und mit diesen Worten riß er plötzlich Bart und Brille ab und stand in der Gestalt des Vicomte de Vertignolles vor der erstaunten Gräfin.

„Die nötige Erklärung werde ich sofort geben, Frau Gräfin; gestatten Sie mir nur erst, die Pflichten meines Amtes zu üben!“

Dabei trat er auf die todesbleiche Blanche zu, umspannte die Hand des Mädchens mit festem Druck und trennte mit schnellem Schnitt den Besatz des Ärmels los, um dann unter denselben eine Zahl von Kassettenscheinen hervorzuziehen, welche er der Gräfin höflichst übergab. „Das sind die dem Vicomte de Vertignolles abhanden gekommenen 20 000 Frank, gnädige Frau, und nun gestatten Sie wohl —“ und mit diesen Worten trat er auf den Balkon des Salons, ließ einen scharfen Pfiff ertönen, und einige Minuten später umschlossen die eingetretenen Beamten die zarten Handgelenke Mlle. Blanchés mit den mitgebrachten Fesseln.

„Und nun gestatten Sie mir wohl, gnädige Frau, daß ich Ihnen die schuldige Erklärung gebe,“ wandte sich Duporet galant an die Gräfin. „Ich bin, wie Sie sehen, Kommissar Duporet. Der im vorigen Jahre bei Ihnen ausgeführte Juwelendiebstahl, dessen Urheber nicht zu ermitteln waren, gab mir zu denken, zumal sich in der Geschichte Ihrer Erzieherin zwei für mich dunkle Punkte befanden. Ich beobachtete Blanche Poisson und bemerkte, daß sie heimlich mit einem Manne zusammenkam. Diesen traf ich später bei berücktigten Pfandleihern und dann in Nizza als Falschspieler wieder. Ich ließ mich darauf bei Ihnen als Vicomte de Vertignolles einführen, bewarb mich um Ihre Gesellschafterin und habe auf diesem Wege das erfahren, was ich brauchte, um Ihnen heute sagen zu können, daß Ihre Gesellschafterin eine der raffiniertesten Schwindlerinnen ist und mit jenem Nizzaer Gauner in Verbindung steht, dem sie als ihrem Geliebten die Erträge ihrer Diebstähle zuführt. Ich habe jenen letzten Diebstahl mit den 20 000 Frank inszeniert, gnädige Frau, um beide zu gleicher Zeit zu fangen; denn ich habe den Brief, den Mlle. Blanche vorgestern aus Havre erhielt, vorher gelesen, bevor er in ihre Hände gelangte, und gewußt, daß ihr

Belles, blancs, en leur sang à la Cour de France. Vider, dit aber der Frau von Savre eine Entgeißung erlitten. Francois ist erst heute früh hier eingetroffen und wird sich in der nächsten Nacht an der Hinterpforte Ihres Hotels einfinden, wo wir ihn fangen werden. Mlle. Blanche wollte in rügender Sorgfalt, wie sie Ihnen sagte, an meinem Bette wachen und nähte, während sie mich schlafend glaubte, die meinem Portefeuille entnommenen Banknoten in den Befaz ihres Armels. Da haben Sie die ganze Geschichte, gnädige Frau, und heute Nacht werden wir auch den Geliebten der Mademoiselle, den Monsieur Francois Frobert, in Händen haben.

In der Tat ist Francois Frobert in den nächsten Nacht festgenommen worden, und Mademoiselle Blanche und ihr Geliebter bildeten das einzige Tagesgespräch der Faubourg St. Germain in Paris.

— — — — —

Tagespruch.

Und sind auch dunkel deine Pfade,
Und drückt dich schwer die eigne Schuld,
O, glaube, größer ist die Gnade,
Und unergründlich ist die Huld.

Geibel.

— — — — —



— **Schwimmende Nadeln.** Es gelingt nur unter ganz besonderen Vorichtsmaßregeln, eine Nadel so auf das Wasser zu legen, daß sie darauf schwimmt. Wenn wir einem unserer Bekannten eine geben, so wird er das Kunststück kaum fertig bringen. Nehmen wir hingegen eine Nadel in die Hand, so schwimmt sie unweigerlich. Um dies zu bewirken, haben wir die Nadel vorher dadurch etwas präpariert, daß wir sie durch eine Flamme hindurchzogen. Eine derartige durch eine Spiritus- oder Gasflamme gezogene Nadel sinkt unter. Nehmen wir sie jedoch in die Hand und legen sie auf das Wasser, so schwimmt sie auf dem Wasser, weil wir die Vorsicht gebraucht haben, uns vorher möglichst unauffällig mit dem Finger durch das Haar zu fahren und dann, ehe wir die Nadel auf das Wasser brachten, sie möglichst innig mit diesem Finger zu berühren. Dadurch, daß wir die Nadel durch die Flamme hindurchgezogen haben, haben wir die stets auf ihr haftende geringe Fettschicht zerstört. Das Fett ist geschmolzen und verbrannt, die Nadel zeigt eine blanke, metallene Oberfläche. Eine solche blanke Oberfläche beneht sich außerordentlich leicht mit Wasser, weshalb die Nadel in die Tiefe sinkt. Sobald wir sie jedoch einsetzen, was wir auf die eben beschriebene Weise mit dem natürlichen, an jedem Haar befindlichen Fett bewirken, so breitet sich, wenn wir sie sehr langsam und vorsichtig und parallel zur Wasseroberfläche auf diese legen, auf dem Wasser unter ihr eine äußerst dünne Fettschicht aus, die man mit dem Auge überhaupt nicht wahrnimmt. Auf dieser schwimmt die Nadel dann, nicht etwa, weil die Tragkraft des Fetts eine besonders große ist, sondern weil eine derartig dünne Flüssigkeitsschicht eine besonders große Oberflächenspannung hat, die genügt, um die Nadel zu tragen. Wer den Trick mit dem Einsetzen nicht weiß, dem wird es wohl schwerlich gelingen, die Nadel zum Schwimmen zu bringen. Ein anderes und noch einfacheres Verfahren, eine solche Nadel zum Schwimmen zu lassen, besteht in folgendem: Man nimmt die Nadel und legt sie auf ein Stückchen Zigarettenpapier. Dann legt man dieses auf die Wasseroberfläche. Es wird sich vollsaugen und im Wasser zu Boden sinken. Die Nadel aber wird nun auf der Wasseroberfläche schwimmen. Die Gründe für dieses Schwimmen sind die gleichen wie die oben angegebenen, nur das Verfahren, sie parallel mit der Wasseroberfläche auf diese zu bringen, ist vereinfacht. Infolge dieser Vereinfachung gelingt es nach dieser Methode sogar manchmal, eine ausgeglühte Nadel zum Schwimmen zu bringen, weil sie so leise und zart auf das Wasser gelegt wurde, daß dabei keine Störung der obersten Wasserschicht und ihrer Oberflächenspannung stattfand, die ganz bedeutend geringer ist als beim Del oder Fett.

— Gehört das „von“ zum Namen eines Adligen? unter den zahlreichen Streitfragen zur Auslegung des deutschen

Seite eine bestimmte und begründete Antwort erfahren, daß sie nunmehr als endgültig erledigt betrachtet werden kann. Es ist dies die Frage, ob das „von“ vor dem Namen eines Adligen lediglich Adelsprädikat oder ob es Bestandteil des Namens ist. Die preussischen Minister des königlichen Hauses der Justiz und des Innern haben vor längerer Zeit auf ein Immediatgesuch der deutschen Adelsgenossenschaft in einem gemeinsamen Rescript sich dahin ausgesprochen, daß das Adelszeichen „von“ keineswegs Bestandteil des Familiennamens sei, und dies eingehend begründet. In gleicher Weise hat sich auch für das königreich Sachsen das Gesamtministerium ausgesprochen. Die gleiche Auffassung hat für Mecklenburg in der dortigen Ausführungsverordnung zum Bürgerlichen Gesetzbuch und in deren Motiven Ausdruck gefunden. Die Frage erledigt sich aber auch in den übrigen deutschen Bundesstaaten in dem gleichen Sinne, denn wenigleich diese Staaten, jeder für sich, zur selbständigen Regelung des Adelsrechtes befugt sind, so beruhen doch in ihnen allen die Grundelemente des Adelsrechtes auf einer einheitlichen historischen Entwicklung, und wer diese verfolgt, kann sehr deutlich erkennen, daß das „von“ beim Namen eines Adligen nur eine Vorsetzung vor dem Namen zwecks Bezeichnung des Adels, also reines Standesabzeichen ist, das von dem adligen Namensträger beliebig angewendet oder fortgelassen werden kann. Mithin gehört das „von“ beim Namen eines Adligen in ganz Deutschland nicht zu dessen Familiennamen. Wenn also das Bürgerliche Gesetzbuch bestimmt, daß im Falle einer Adoption des angenommenen Kind durch den zwischen ihm und dem Adoptivvater geschlossenen Annahmevertrag den Familiennamen des Adoptivvaters erhält, so ist damit durchaus nicht gesagt, daß das angenommene Kind nunmehr auch, falls der Adoptivvater adlig ist, dessen Adelsprädikat führen dürfe. Vielmehr ist die Frage, wer ein Adelsprädikat führen darf, nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht anders wie früher, d. h. lediglich aus dem unberührt gebliebenen öffentlichen Recht der einzelnen Bundesstaaten zu beantworten.

— **Der Geistesranke.** Der bekannte Irrenarzt Dr. Blanche wurde von einem fremden Gelehrten, der nach Paris gekommen war, gebeten, ihn doch mit einem Versüßten zusammen zu lassen. Blanche lud ihn in folgedessen auf den folgenden Tag zu sich zu Tisch. Der Gelehrte fand hier zwei ihm unbekannte Gäste, von denen der eine im schwarzen Anzug, weißer Krawatte und goldener Brille sehr ehrwürdig aussah. Sein Haar war schneeweiß; er drückte sich sehr elegant aus und machte bisweilen über die gelehrten Tagesfragen, die verhandelt wurden, die feinsten Bemerkungen. Der andere Gast war dagegen auffällig nachlässig gekleidet, und die nur locker umschlungene Krawatte ließ den Hals bloß. Das lange, schöne Haar war in den Nacken zurückgeworfen. Sein Teint war dunkel, seine Augen glänzten. Er sprach mit außerordentlicher Schnelligkeit, und zwar über alles, über gutes und schlechtes Wetter, über Politik, ohne bei irgend einem Gegenstande zu verweilen oder den anderen Zeit zu lassen, ein Wort mit einzuflechten. So schwatzte er unermüdet und geistreich fort über Schule und Romantik, über dies und jenes und spottete über die ernstesten Dinge. Beim Dessert flüsterte der Gelehrte dem Doktor Blanche mit einem Seitenblick auf den gesprächigen Nachbar ins Ohr: „Nehmen Sie meinen besten Dank, der Geistesranke ist sehr unterhaltend.“ „Aber Sie sind im Irrtum,“ antwortete der Arzt mit unterdrücktem Lachen ebenso leise, „der andere, der alte, ist verrückt.“ „Wie, der andere? Und dieser Herr, der soviel spricht?“ „O, das ist Zola, der berühmte Romanschreiber!“



Humoristische Erke

— **Gute Ausrede.** Richter: „Sie haben dem Herrn Bürgermeister gerade die schönsten Kartoffeln vom Felde gestohlen!“ — Angeklagter: „Ich hab' mir halt denkt, 's is a Blamage für die Gemeind', wenn grad 'er die größten Erbsäpfel hat.“

— **Aus einem Polizeiprotokoll.** Ein Verhafteter hatte auf der Wache Widerstand geleistet; er wurde von acht Schutzmannschaften gepackt und mit Gewalt auf eine Bank gedrückt, die insolgedessen durchbrach. Der Vorfall durfte im Protokoll nicht unerwähnt bleiben. Der Wachtmeister berichtete: „... Ich hab den Beschuldigten, Platz zu nehmen, wobei die Bank zerbrach.“